Magazin des Soldaten
HEFT 12 • DEZEMBER 1964 • PREIS MDN 1,–

ARMEE Rundschau

Zeichnung: Kurt Klamann

WEIHNACHTSURLAUB. Und ich dachte, du würdest ein wenig Lametta mitbringen.

OBERST RICHTER antwortet

Gefreiter Wende fragt: Wir waren im alten Lehrjahr „Beste Besatzung" geworden. Dürfen wir den Titel weiter tragen, trotzdem unsere Besatzung zur Hälfte durch Neue aufgefüllt wurde, oder müssen wir wieder von vorn anfangen?

Ich möchte sagen: Beides!
Sie dürfen den Titel ruhig weiter tragen und müssen doch von vorn anfangen.
Aber wie meine ich das? Ich setze in Sie und Ihre Besatzung großes Vertrauen. Das habe ich vor allem deshalb, weil der Wettbewerb für Sie und Ihre Genossen, kaum daß das neue Ausbildungsjahr begonnen hat, schon wieder Ihr Interesse erweckt. Wenn ich das aber nicht ganz ohne Vorbehalte sage, so vor allem deshalb, weil der Ehrentitel „Beste Besatzung" kein ewiger Lorbeer ist – trotzdem die Urkunde für die Chronik Ihres Verbandes bleibenden Wert behält. Wie lange dauert es aber, da geht dieses Ausbildungsjahr wieder zu Ende und wird erneut ausgewertet. Dann bestätigt es sich, ob Ihr Kollektiv würdig ist, den Titel erneut für sich in Anspruch nehmen zu können. Sie sagen: In Ehren bestanden! Die Tradition gewahrt!
Sehen Sie, das ist des Pudels Kern: Der Titel verpflichtet dazu, die ausgezeichneten Ergebnisse wiederzuerringen und möglichst noch zu überbieten. Das ist deshalb so, weil ein solches Prädikat gleichzeitig zur Tradition Ihrer Waffe, in diesem Falle Ihres Panzers wird. Was nun die Neuen anbetrifft, die ja eigentlich noch keine Verdienste um diese Tradition haben, so geht es diesen ähnlich wie den Gardeschützen bei unseren Freunden, die durch hervorragende Leistungen die Taten ihrer großen Vorbilder des zweiten Weltkrieges würdigen. Dazu aber müssen Sie den neuen Genossen nicht nur Ihre Erfahrungen, Ihre Kenntnisse und Ihre Tricks vermitteln, sondern diesen „jüngeren" Genossen auch Ihr volles Vertrauen schenken. Zusammen beginnen Sie wieder von vorn und doch nicht von Anfang an. Denn vorn ist für Sie der erste Platz, der Platz der Besten.

Unteroffizier Wittig fragt: Warum keine Pauschalversicherung für unsere Kraftfahrer?

Ihre Frage enthält einen ernsten Irrtum: Unsere Kraftfahrer sind tatsächlich gegen alle Ansprüche von dritter Seite pauschal versichert, sogar ohne einen Pfennig Gebühren dafür zu zahlen. Die einzige Einschränkung ist die nachgewiesene schuldhafte Schadenverursachung am Volkseigentum bezogen auf die NVA-Technik. Hinzu kommt, daß das Haftbarmachen auch nur bis zur Höhe eines Monats-Brutto-Dienstbezuges möglich ist – wenn ich von den strafrechtlichen Konsequenzen absehe.
Aber deshalb habe ich Ihre Frage nicht aufgegriffen, sondern deshalb, um allen Kraftfahrern der Volksarmee jetzt in der beginnenden Winterperiode als quasi älterer Kraftfahrbruder in aller Freundschaft folgendes ans Herz zu legen: Fahrt so, daß sich weder eine Versicherung, noch Euer Kommandeur, noch der Staatsanwalt mit Euch beschäftigen muß – es sei denn, in anerkennender Weise!
„Im Zweifelsfall auf Sicherheit!" – das sollte Ihre ständige Fahrweise sein. Dann brauchen Sie auch keine zusätzliche Versicherung! Eigene Schuld jedoch erfordert Wiedergutmachung. Zu 80 MDN bei vielleicht mehreren tausend Mark Schaden begnadigt zu sein, ist doch wohl das Mindestmaß einer materiellen Buße!
Außerdem sieht die entsprechende Anordnung ausdrücklich vor, daß bei Fahrlässigkeit, aber sonst mildernden Umständen ganz oder teilweise auch darauf noch verzichtet werden kann. Im übrigen ist die Idee einer vorbeugenden Blanko-Versicherung, bei der jeder Versicherte selbst die Versicherungssumme tragen muß, ein Unrecht gegen all diejenigen, die mit Erfolg eigenes Schuldigwerden vermeiden. Im zivilen Bereich hat diese Versicherung deshalb auch nur den Zweck, die Existenzgrundlage der Familie durch Wiedergutmachungspflichten nicht zu beeinträchtigen.

Ihr Oberst

Wer schreibt ihnen?

Unsere Seesportgruppe des Kreises Schmalkalden steht zur Zeit mit 18 Kameraden in der Ausbildung. Wir würden gerne mit einer Einheit oder Schiffsbesatzung unserer Volksmarine in Briefwechsel treten, um Erfahrungen auszutauschen.

Seesportgruppe GST
Schmalkalden,
Salzbrücke 9

Ausbildung fünf Monate

Ich möchte nach Beendigung meiner Schulzeit zur Armee gehen und dort Flugzeugmechaniker werden. Ist das möglich?

Heinz Wagner, Berlin

Die Ausbildung zum Flugzeugmechaniker dauert fünf Monate. Diese Ausbildung schließt allerdings nicht mit der Berufsbezeichnung Flugzeugmechaniker ab. Nach erfolgreichem Abschluß werden die Genossen zum Unteroffizier befördert. Die Bewerber müssen sich als Soldaten auf Zeit verpflichten. Es ist zweckmäßig, aber nicht unbedingt notwendig, einen Metallberuf erlernt zu haben.

Nun sei bedankt

Hiermit möchte ich mich nochmals bei dem Genossen Hauptmann von der Dienststelle Eilenburg bedanken, der mir am 28. Oktober half, meinen Trabanten aus dem Loch herauszufahren und noch eine Kerze wechselte. Ein sympathischer Genosse.

Stabswachtmeister Ingeborg Noack

Nicht in jedem Falle

Ich lese regelmäßig die AR. Sie gefällt mir sehr. Ich sammle eifrig Bilder von Schauspielern. Dazu eine Frage: Stellen die ganzseitigen Frauenbilder in den Heften Schauspielerinnen dar?

Anita Köhler, Weimar

In der Regel nicht.

Wo kämen wir da hin?

Ich habe aufmerksam den Artikel gelesen, in dem sich ein Genosse darüber beklagt, daß er seinen Sport nicht so ausüben kann wie im Zivilleben. In der Armee kann man nicht auf alles Rücksicht nehmen. Wo kämen wir denn da hin? Nehmen wir z. B. die Genossen von den fahrenden Einheiten der Volksmarine, besonders die Genossen, die regelmäßig Vorposten fahren. Da kann man auch nicht immer aktiv seinen Sportinteressen nachgehen.

Stabsmatrose Gyß

Bei uns nicht

Welche Aufgaben hat die Militärpolizei? Gibt es sie auch in den sozialistischen Armeen?

Dieter Krause, Leipzig

Die Militärpolizei ist eine besondere Truppe in Armeen kapitalistischer Staaten. Sie wird im Kriege hinter der Front eingesetzt, um u. a. für Ordnung und Regulierung des Verkehrs zu sorgen. Vor allem aber unterdrückt sie die Zivilbevölkerung in besetzten Gebieten, erhält mit terroristischen Methoden die Kampfkraft der Truppe und soll mit brutalen Mitteln die Fahnenflucht verhindern. Einheiten solcher Art gibt es in den sozialistischen Armeen nicht.

Postlagernd

Am 28. September lernte ich auf der Strecke Cottbus – Stralsund einen Matrosen kennen. Er heißt Manfred Fügner, ist 19 Jahre alt und war in Stralsund stationiert. Ich würde mich sehr über seine Post freuen.

Sieglinde Zimmermann, Cottbus, postlagernd

Genau festgelegt

Im Frühjahr 1962 wurde ich aus der Nationalen Volksarmee entlassen. Wie oft kann ich zu einem Reservistenlehrgang herangezogen werden?

Helmut Markgraf, Cottbus

In der Reservistenordnung ist eindeutig festgelegt, daß die Reservisten in der Regel alle drei bis vier Jahre zu Übungen herangezogen werden.

Anker klar zum Fallen

Im Oktoberheft erschien eine Bildgeschichte mit dem Titel „Nachmachen". Im ersten Vers hieß es: „Jo, der sonst gut um die Klippen schifft, prüft hier Lolas Lippenstift."
Der Maat auf dem Bild gehört aber zur Grenzbrigade Küste und trägt einen Anker auf dem Arm. Da er also nicht bei den fahrenden Einheiten der Volksmarine ist, dürfte es für ihn sehr

trübe aussehen mit dem „Um-die-Klippen-Schiffen". Unterleutnant zur See Böhm

Um die Feuergeschwindigkeit

Das MG-1 der Bonner Bundeswehr ist aus dem faschistischen MG-42 hervorgegangen. Gibt es Unterschiede in der Feuergeschwindigkeit? Kennen Sie Maschinengewehre, die schneller schießen? Gustav Präger, Mahlow

Das MG-1 hat mit 120 Schuß/min. die gleiche praktische Feuergeschwindigkeit wie das MG-42. Sie unterscheiden sich sowohl im Aufbau als auch in den Leistungsdaten kaum voneinander. Die bekannten MG-Degtjarjow und Kalaschnikow erreichen dagegen eine praktische Feuergeschwindigkeit von 150 Schuß/min.

Ich baute auch

Vor drei Jahren etwa sah ich vor dem Klub der Jugend und der Sportler in der Karl-Marx-Allee einen Soldaten mit zwei ferngelenkten Panzern. Ich nahm mir vor, auch so ein Modell zu bauen. Das erste war nur eine kleine und langsame SFL. Dann fing ich ein neues an; wer das sieht, legt sich lang. Der Panzer hat zwei Elektromotore, kann schießen, und ein Tacho zeigt sogar die zurückgelegten Meter an.

Werner Schlingloff, Berlin

Vignetten: Arndt

Quittiertes

Zu der Kritik aus dem Truppenteil Mühlberg (Heft 11/64) wurde uns aus dem Dienstbereich Reymann folgendes mitgeteilt: Die lange Reparaturzeit wurde durch den Ausfall eines speziellen Bauteils bedingt, wodurch die völlige Demontage des Gerätes notwendig wurde. Es wurde von uns versäumt, den Truppenteil über diese Umstände zu informieren. Inzwischen wurde die Station dem Truppenteil wieder zugeführt.

AN UNSERE LESER

Wir möchten allen unseren Lesern mitteilen, daß in Verbindung mit der Umfangerweiterung die AR ab Januar 1965 stets in der zweiten Monatshälfte erscheinen wird.

Was ihn freut und was ihn ärgert, schildert Kanonier Karlheinz Döring in einem „offenen Brief" an alle Leser.

Mit einem heiteren

„Vorweg eine Frage: Könnten Sie sich drüber freuen, wenn Sie erführen, daß die Dame Ihres Herzens ganz urplötzlich an Gewicht und Leibesfülle zunimmt? Jetzt werden Sie entsetzt fragen: ‚*Was hat denn der für ein Mädchenideal?*' Glauben Sie mir, es ist nicht schlechter als Ihr's – auch wenn ich das Mollige und Vollschlanke über alles liebe. Für mich kann SIE eben nicht dick genug sein – SIE, meine ‚Armee-Rundschau'! Und da SIE ab Januar um 12 Seiten fülliger und somit auch wohlproportionierter wird, habe ich *allen Grund zur Freude. Zudem trägt SIE im* neuen Jahr ein neues, bunteres, fröhlicheres Kleid. Oder meinen Sie nicht, daß IHR die zwei farbigen Bildseiten im Innern des Hefts gut stehen werden? Für mich war SIE schon immer ein attraktives Persönchen. Um wieviel mehr wird SIE es jetzt sein – mit größerem Lesestoff, Reportagen über die Armeen der jungen Nationalstaaten, Spionagegeschichten und all dem, was wir schon kennen an IHR. Ich weiß zwar nicht, ob ich a l l e meine guten Vorsätze zum neuen Jahr so konsequent verwirklichen werde. Den hier aber bestimmt: IHR treu zu bleiben."

und einem nassen

„Allerdings: Etwas ärgert mich ja insgeheim. Warum habe ich nicht schon viel früher den Mut gefunden, IHR mal zu schreiben? Ich glaube, SIE hält nicht viel von platonischer Liebe, sondern möchte gern unmittelbaren Kontakt mit *ihren Freunden haben. Warum würde SIE sonst* den Postsack auf drei Seiten erweitern? Auf jeden Fall werde ich IHR in Zukunft öfter mal schreiben; dann brauche ich mich nicht zu ärgern und SIE auch nicht."

„Gut gemacht, Genosse Lehmann!“ Die Mitglieder der sowjetischen Militärdelegation finden: Diese Überraschung ist den deutschen Genossen prächtig gelungen.

Sonderauftrag

Woran denkt ein Grenzsoldat, der Stunde für Stunde das gleiche tut: lauschen und beobachten, beobachten und lauschen? Er denkt pflichtgemäß an seinen Kampfauftrag, an seinen Abschnitt. Gewiß. Doch Gedanken kann man nicht wie Hunde an der Leine führen. Sie laufen davon, beginnen zu springen. Nach Hause zuerst und sonstwohin.

Wird der Soldat oft an die Genossen in der Kompanie denken? Im Winter vielleicht, wenn der eisige Nordost sogar die dicksten Pelze durchschneidet, und es drinnen in der Unterkunft mollig warm ist. Oder bei der Jagd auf Grenzverletzer, wenn Sekunden und Minuten zur Ewigkeit werden, bis die Alarmgruppe eintrifft.

Daß die Gedanken der Soldaten Schanze und Biedermann an jenem Tage im Oktober 1964 immer wieder den Postenweg zurück bis in die Kompanie teilen, hat jedoch einen anderen Grund. Drinnen tut sich Außergewöhnliches. Gäste kommen. Besondere Gäste. Und die beiden Grenzsoldaten hadern ein wenig mit ihrem Geschick. Da hat man nun gewühlt und geschuftet, Besen und Eimer geschwungen, das ganze Objekt auf Hochglanz gewienert – und jetzt, wo es soweit ist, liegt man hier draußen an der Grenze, sieht und hört nichts von all den Ereignissen.

Daß man die Posten nicht einfach einziehen kann, ist ihnen klar. Auch nicht, wenn eine Delegation der Politischen Hauptverwaltung der Sowjetarmee und -kriegsflotte in die Kompanie kommt. Obwohl das doch wirklich nicht alltäglich ist. Jeder möchte gern dabeisein. Wäre das nichts, wenn man dann zu Hause erzählen könnte, man habe mit einem sowjetischen Generaloberst gesprochen, einem aus Moskau, dem Stellvertreter des Chefs der Politischen Hauptverwaltung?

Na ja, der Grenzdienst muß gemacht werden – heute sogar noch intensiver als sonst. Schließlich hat man ja neben den gewöhnlichen Aufgaben einen Sonderauftrag: den reibungslosen Ablauf des Besuches militärisch zu sichern. Und das ist ja wohl auch eine Auszeichnung!

Wenn man nur die Gedanken ein wenig im Zaume halten könnte. Unvermittelt fällt einem plötzlich ein, daß man doch das Bett noch einmal glattziehen wollte! Und den Blumen frisches Wasser geben! Und Lehmann nach ein paar russischen Vokabeln fragen, falls die Gäste unvorhergesehen hier auftauchen sollten! Na eben, Lehmann... Hoffentlich macht der seine Sache gut.

Unbesorgt, Soldat Lehmann machte seine Sache gut. Wenn ihm auch im Augenblick noch nicht allzu wohl in seiner Haut ist. Er, der ob seiner hervorragenden Leistungen vorzeitig Postenführer wurde, möchte jetzt ganz gern mit einem Posten vorn an der Grenze tauschen.

Doch seine Grenzdienstqualitäten sind momentan nicht gefragt. Sein Sonderauftrag ist anderer Art. Er soll eine Rede halten. Eine kurze zwar nur, aber doch eine, die nicht so ohne ist.
Wozu hat er schließlich am Slawistischen Institut in Leipzig studiert und in Oschatz russischen Sprachunterricht gegeben? meinten die Genossen. Soll er also die Waffenbrüder in ihrer Muttersprache willkommen heißen.
Wie die sich das so vorstellen, denkt Soldat Lehmann. Natürlich, Vokabeln und Grammatik beherrsche ich. Daß wir uns über den hohen Besuch sehr freuen, das kriege ich schon zusammen. Und daß er auf sehr schöne Weise das immer fester werdende Waffenbündnis zwischen unseren Armeen ausdrückt, ebenfalls. Schließlich auch, daß die Grenzsoldaten der Nationalen Volksarmee immer ihre Pflicht erfüllen werden. Doch Schulrussisch ist eben nur Schulrussisch. Was wird, wenn ich meine Begrüßungsworte vom Stapel lasse – und die Gäste verstehen mich nicht richtig?
Was nützt dem Soldaten Lehmann in diesem Augenblick die Achtung seiner Genossen, die ihn schätzen, weil er was kann und trotzdem nie den Lehrer herauskehrt? Mit seinem Auftrag muß er jetzt allein fertig werden! Und da schieben sie ihn auch schon vorwärts, drücken ihm einen Blumenstrauß in die Hand.
Soldat Lehmann sieht sowjetische Uniformen auf sich zukommen, sieht Gold, viel Gold an Mützen und auf Schulterstücken, erkennt den Generaloberst an seinen drei goldenen Sternen, sieht sein Gesicht, das ihm ermunternd, aber auch erwartungsvoll zulächelt. Er schluckt die Zweifel herunter und spricht. Fremd kommen ihm seine Worte vor, unverständlich den eigenen Ohren. Doch die Freunde müssen sie verstanden haben. Beifall bricht los. Hände strecken sich ihm entgegen. Generaloberst Kalaschnik dankt ihm freudig bewegt.
Und in der Grenzkompanie Albrecht ist man stolz auf den Genossen Lehmann, der mit seinem Sonderauftrag ebensogut fertig wurde wie die Soldaten Biedermann und Schanze vorne an der Grenze mit dem ihren.

„Und daß du ja richtig draufdrückst!“ – Sonderauftrag von den Jungen Pionieren, die eifrig Wimpelketten bis zum Objekt spannten.

„Hier draußen ist alles ruhig – und wie sieht's drinnen aus?“ Soldat Schanze und Soldat Biedermann wären jetzt gern in der Kompanie.

Harzreise

Anno 1824-1964

Was Herr Heinrich Heine Alltägliches zwischen Göttingen und Goslar erlebte

„Auf die Berge will ich steigen / Wo die frommen Hütten stehen / Wo die Brust sich frei erschließt / Und die freien Lüfte wehen."

Dieses Verslein setzte ich anno 1824 an den Anfang meiner Aufzeichnungen über eine „Harzreise". Wen wird es verwundern, daß ich anno 1964, da meine Füße mich denselben Weg wieder entlang tragen, noch weniger allein der grünen Tannen und Höhen achte, sondern vor allem meiner Landsleute. Nicht wenig setzte ich ihnen einst mit der Waffe des Spottes zu — mein Herz aber hat das wohl am meisten verwundet.

Die Stadt Göttingen war einst berühmt durch ihre Würste und Universität. Daß noch immer Legionen Studenten die Göttinger Damen studieren, erkannte ich an den Anschlägen der Korporationen mir wohlbekannten Namens wie „Cimbria", „Teutonia" und „Franco-Borussia". Und es gibt auch ein Dutzend ostpreußischer, pommerscher und anderer Studentenverbindungen, wie ich vernahm. Mein Magen schrie sodann nach der Probe, ob auch der Ruhm der Würste das Jahrhundert überdauerte. Die Wirtshäuser „Alte Krone", „Gasthaus Germania", „Zum Altdeutschen" und „Tilly-Schanze" waren für mich aber eher ausladend, so daß ich mich in eine kleine Bierstube einlud. Der einzige Gast stand vor einem brusthohen Apparat, Music-Box genannt, dem er ein gar schmissiges Musikstück entlockte. „Das ist der Badenweiler-Marsch", erklärte er, „die Lieblingsmusik des Führers." Da ich seinen Führer nicht kannte, er aber mit einer weiteren Münze das von edlem deutschen Gemüt erfüllte „Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein" in die Wirtsstube zauberte, glaubte ich einen braven Mann vor mir zu haben. „Heinrich Heine", stellte ich mich vor. Darauf er erfreut: „Sind Sie der Vater unserer weltbekannten Läuferin?", und er begann sogleich, mir den Lauf der Weltpolitik zu exhibieren. Er sympathisiere mit dem „Göttinger Arbeitskreis ostdeutscher Wissenschaftler", dessen zweite Leitthese laute: „Der vom Grundgesetz verwendete territoriale Begriff ‚Deutschland' ... das ist Deutschland in seinen Grenzen von 1937." Am Brocken bereits begänne zur Zeit das Herrschaftsgebiet der Teufels. Man müsse es aber zurückbekommen. Natürlich nur mit friedlichen Mitteln — setzte er hinzu, wobei ich ein nervöses Zucken in seinen Augenwinkeln entdeckte.

Zur Nacht stieg ich im Hotel „Stadt Hannover" ab. Zum Zimmerkomfort gehörte ein gar köstlicher, ein sogenannter Radioapparat, dem ich durch eine Mark für eine Stunde gar interessante Informationen entlocken konnte. Ich wurde Zeuge, wie eine Familie das Fest des Christkindes vorbereitete: „Bei Müllers, Heimatvertriebene aus dem Osten, hat Mutter schon den Tisch gedeckt.

Kind: ‚Au, Mutter, da hast du aber fein gedeckt, Mutti, das ist doch Königsberger Marzipan.'

Mutter: ‚Ja, seht euch nur mal genau den Tisch an. Da sind auch Thorner Kathrinchen, Liegnitzer Bomben und Neisser Konfekt.'

Kind: ‚Und hier ganz was Feines für Vati.'

Mutter: ‚Na, was steht da auf der Flasche?'

Kind: ‚Danziger Goldwasser.'

Mutter: ‚Jawohl, und hier Danziger Lachs!'

Kind: ‚Alles aus dem Osten?'"

Und als ich eingeschlafen war, träumte ich, wie das Kind — nach all dem Schönen verlangend — am Tischlinnen zerrte und dadurch den Christbaum umstürzte, wodurch ein großer Brand entstand; aber es war ja nur ein Traum, und tags darauf wanderte ich wieder froh und heiter durch Göttingen. In den Auslagen des Plesse-Verlages entdeckte ich viele bunte Bücher, jedoch mit Titeln wie „Waffen-SS im Einsatz" und „Letzte Aufzeichnungen (Ideale und Idole der nationalsozialistischen Revolution)", die mir böhmische Dörfer waren. Allein — ich hatte den Eindruck, daß hier Kohl und Mohrrüben und Pomp mehr geschätzt waren als Geist; denn nirgendwo konnte ich eine Erinnerung an mein Weilen in Göttingen anno 1824 entdecken, wohl aber ein gar hübsches Denkmal für eine gewisse Charlotte Müller „der ältesten Straßenhändlerin der Welt (1840—1935)". Vor

der Göttinger Kaserne wurde ich noch eines Gedenksteins gewahr, den hier der „Göttinger Kreis“ gesetzt hatte: „Berlin 260 Kilometer“ — eine gute geografische Nachhilfe für Soldaten, denen solche Weisheiten zu meiner Zeit mit dem Stock beigebracht wurden.

Auf meinem Fußmarsch zum Weender Tor hinaus überholten mich einige ratternde Fuhrwerke voll Soldaten, die offenbar schon die Berliner Richtung begriffen hatten. Ihre Fähnlein trugen ein Wappen mit drei roten Greifenköpfen auf blauem Grund. Es wäre, so sagte mir ein Offizier, das Wappen der Stadt Pasewalk, die „befreit“ werden müßte. Da mir Freiheit ein Heiliges war, wollte ich noch weiter fragen — doch die Kolonne zog weiter.

In Osterode angekommen, verspeiste ich mit französischer Leidenschaft eine riesige Portion Sauerkraut, das man hierzulande noch immer so kräftig zu bereiten weiß, wie die Pariser reaktionären Regierungen zusetzen. Zum Nachtisch erbot sich der Wirt mir das Wetter für den folgenden Tag zu zeigen. Auf einer Flimmerscheibe erfuhr ich, daß es über Gebieten regnen würde, die hier als „Deutschland“ ausgegeben wurden, aber nicht mehr dazu gehörten. Aber meine Sorgen über das „politische Wetter“ wurden durch die Kunde verdrängt, daß mir für meine Wanderung ein sonniger Tag beschieden war. Leider hatte ich es dann mit dem Einschlafen schwer, weil sich unter mir in der Gaststube Lärm erhob. Im Takt trampelte eine Versammlung ostpreußischer Karlches und Marjellchens zum Text eines Couplets, wonach ‚morgen auch noch ein Tag‘ sei und ‚morgen uns wieder das Glück lache‘.

Nach dem Aufstehen begab ich mich zur Post und erstand von einem schnauzbärtigen Postbeamten Marken mit den Ansichten Stettins, Breslaus und Königsbergs. Auf meine Frage, warum man derlei nicht der polnischen Post

überlasse, wurde der gute Mann zornig: Die Städte wären nur zeitweilig unter polnischer Verwaltung, das hätte der Bundeskanzler selbst gesagt. Dann reichte er mir eine „Schlesische Rundschau“ mit der Schlagzeile: „Im ‚Schweidnitzer Keller‘[1]) werden wir den Abzug der Polen feiern.“

Nachdenklich verließ ich Osterode. Ein Weggenosse erklärte mir mein Erlebnis in der Post von Osterode: „Das ist schön bei uns Bundesdeutschen“ — sagte der Mann ironisch — „keiner ist so verrückt, daß er nicht einen noch Verrückteren fände, der ihn versteht.“ Zum Beweis schilderte der Holzkaufmann mir Weiteres aus seinem Fach. Die sogenannte sudetendeutsche Landsmannschaft wolle sich auf dem Prozeßwege das Nutzungsrecht an tschechischen Holzimporten in die Bundesrepublik sichern. Das sei, so sagen die Landsmannschaftsmänner, deutsches Holz aus deutschen Wäldern, und die ehemaligen Waldbesitzer aus dem Sudetenland müßten darüber verfügen können. Andere Erwerber der Holzimporte würden sich der Hehlerei schuldig machen. „So wird man als ehrlicher Kaufmann zum Hehler gestempelt“, wehklagte der Weggenosse — währenddessen die

[1]) So hieß eine Gaststätte im heutigen Wroclaw.

Berge des Harzes immer steiler wurden und die Tannenwälder unten wogten wie ein grünes Meer. Seltsam überfiel es mich, daß der deutsche Tannenwald überall sein soll, auch dort, wo nicht mehr Deutschland ist.

In Clausthal-Zellerfeld, wo ich 1824 das Erz wachsen sah, begegnete ich einem Hauptmann namens Walter,[1] Kompaniechef in einem Fernmeldebataillon der Territorialverteidigung, stationiert im Lager Tanne in der Breslauer Straße. Beim Mittagessen in der „Krone" schwadronierte er zwischen frühlingsgrüner Petersiliensuppe und veilchenblauem Kohl davon, mit seiner Kompanie in einem Ritt den Leipziger Hauptbahnhof zu stürmen und sich dann auf dessen Treppen auszuruhen. Auf meinen Einwand, daß er doch von einer Verteidigungstruppe käme, entgegnete der Hauptmann: „Die doppelte Poesie ist die doppelte Poesie." Was ich mir so zusammenreimte, daß man in der Bundesrepublik oft anders denkt als man sagt. Und da sah ich es auf einmal auch in einem anderen Licht, daß in den Unterkünften der berittenen Jäger von Clausthal-Zellerfeld[2]) Konterfeis der verschiedensten Städte aus der DDR und Polen und dazu Stadtwappen und Kulturkarten hängen. Kein Wunder, wurde mir gesagt, der Kompaniechef stamme aus Stettin. Im übrigen komme jeder dritte bundesdeutsche General und jeder zweite jüngere Offizier aus den Gebieten rechts der Elbe, deren Luft sie wohl immer noch in der Nase hängen haben.

Zeichnungen: Horst Bartsch

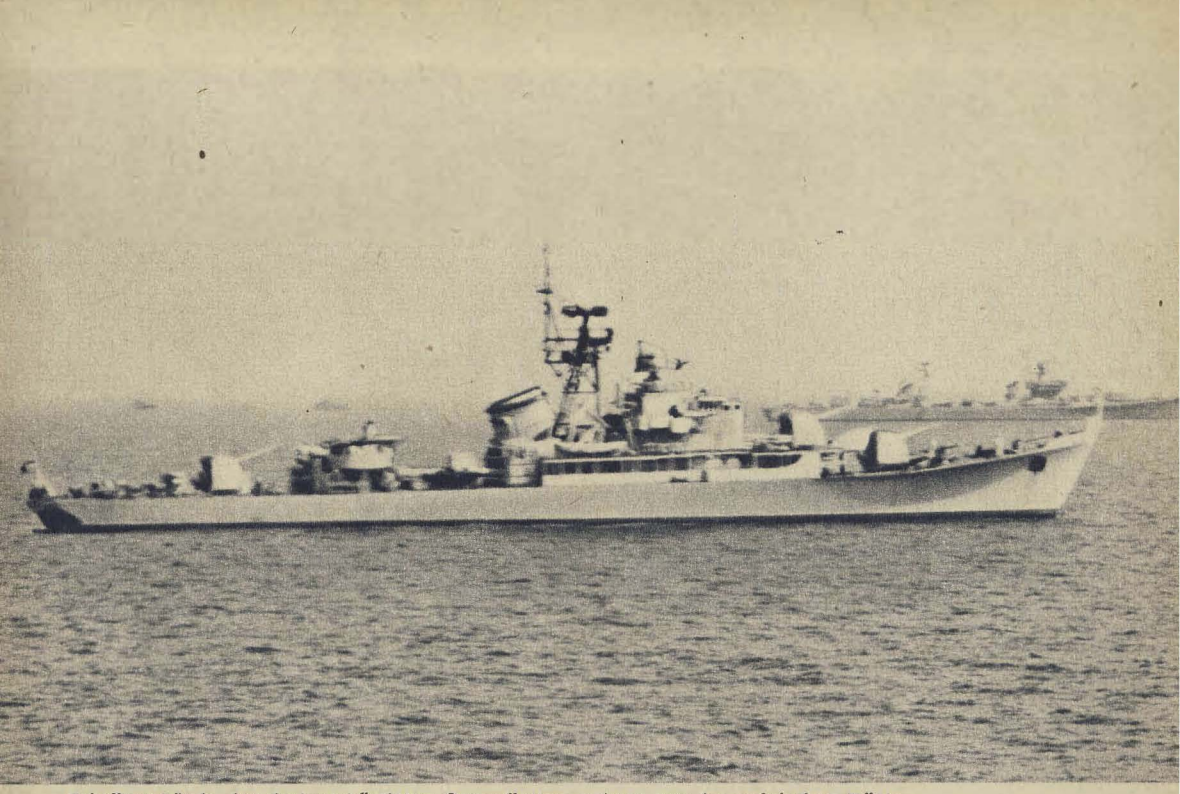
Zu Goslar feierte ich nach 140 Jahren ein Wiedersehen mit der alten Kaiserpfalz. Damals ergötzte ich mich an den Standbildern deutscher Kaiser, räucherig, schwarz und zum Teil vergoldet, anzusehen wie gebratene Universitätspedelle. Einer dieser Kaiser hielt das Schwert statt des Zepters, was gewiß seine Bedeutung hatte, da die Deutschen die Gewohnheit haben, sich bei allem, was sie tun, auch etwas zu denken. Mir aber gab es zu denken, daß hier eine Ausstellung „Goslar und seine Patenstadt Brieg/Oder" gezeigt wurde und der 500 Jahre alte Turm an den Befestigungsanlagen „Brieger Turm" hieß. Ein „Brieger Ehrenmal" war unweit des Standbildes Kaiser Barbarossas zu besichtigen. Er war einst zu drei Kreuzzügen ausgezogen, „um den heiligen Ort von heidnischem Aussatz zu befreien". Und mir schien, als ob er von seinem Postament herunterlächelte, weil die Idee der Kreuzzüge die Jahrhunderte überlebt hatte und sie den Deutschen wie mit der Muttermilch mit Marzipan, Briefmarken und mehr eingegeben wird.

All das dachte ich, als ich mich auf dem Wege nach Berlin befand — und ich hatte viel Zeit für den Flug der Gedanken, denn es war eine stockdunkle Nacht. Angekommen kaufte ich mir eine Zeitung — es war der 28. September — und las in dem Blatt, Bildzeitung mit Titel: „Auch die Grotewohl-Straße wird bald wieder Wilhelmstraße heißen". Auf einem Treffen der Pommern begegnete ich etwas später jungen Burschen von vielleicht 15 Jahren. die ein Stoffband mit großer Schrift vor sich her trugen, auf dem zu lesen war: „Berlin—Stettin nur 135 km." Und dieses „nur" brachte mir die bittere Einsicht: Mein Traum, daß da welche gewaltsam nach „allem aus dem Osten" greifen wollen, war nicht nur ein Traum. Ob man sie allerdings in der Schule gelehrt hatte, daß Kaiser Rotbart bei seinem letzten Kreuzzug in einem Fluß jämmerlich ums Leben kam, weiß ich nicht. Ich aber beschloß, die Notizen meiner „Harzreise 1964" mit folgenden Zeilen zu komplettieren, die schon zu ihrer Zeit eine Warnung waren:

„Wir können nicht Viktoria trompeten,
solang noch Säbel tragen unsere Sbirren
(Häscher).
Mich ängstet, wenn die Vipern Liebe girren,
und Wolf und Esel Freiheitslieder flöten."

PS. Die Redaktion hat alle Tatsachen dieser Reisenotizen überprüft und verbürgt sich für ihre Wahrhaftigkeit.

[2]) Der Verfasser denkt dabei sicher an die Ausbildungskompanie der zweiten Panzergrenadier Division.



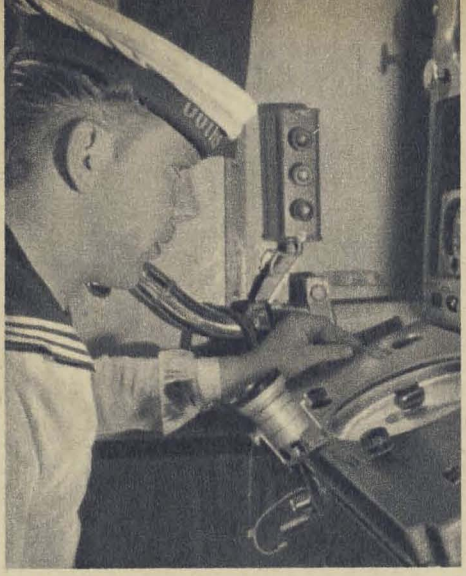
Schiffsverbände der drei verbündeten Ostseeflotten ankern vor der polnischen Küste.

R. Dressel (Text) und E. Gebauer (Fotos) waren dabei:

Waffenbrüder auf der Ostsee halten den KONTAKT

In der Nacht ist das Boot im trüben Schein abgedunkelter Lichter zum Pier gefahren, hat die Akkumulatoren aufgeladen und Treibstoff gebunkert. Dann verließ es den schützenden Stützpunkt und lief bald in der offenen See. Der Wachoffizier schaut in den wolkenverhangenen Morgen. Seine scharfen Augen prüfen immer wieder durch das Doppelglas die Grenze zwischen Himmel und Wasser. Eben noch hatte der U-Boot-Kommandant die Gefechtsstationen auf ihre Bereitschaft hin geprüft. Dann war für die sowjetischen Fahrensleute das Kommando zum Tauchen gekommen. Der Kommandant hatte das Turmluk fest verschlossen. Die Verbrennungsmotoren wurden gestoppt, die Entlüftungsventile der Tauchtanks geöffnet. Sekunden später waren dort, wo sich der Horizont aufzuhellen begann, dunkle Schatten aufgetaucht — die Schiffe des ‚Gegners'.

Auf dem Küstenschutzschiff „Friedrich Engels" schrillen unterdessen die Alarmglocken. Die Matrosen hasten auf ihre Stationen. Stabsmatrose Horst Panik, Hydroakustiker, schaltet seine Station ein. Sorgfältig stimmt er die Geräte aufeinander ab wie ein Geiger sein Instrument vor dem großen Auftritt.



Stabsmatrose Horst Panik bleibt am Mann. Er hält hydroakustisch Kontakt mit dem U-Boot.

Der neue Kurs liegt an. Aufmerksam beobachten die Bedienungen den See- und Luftraum.

▼

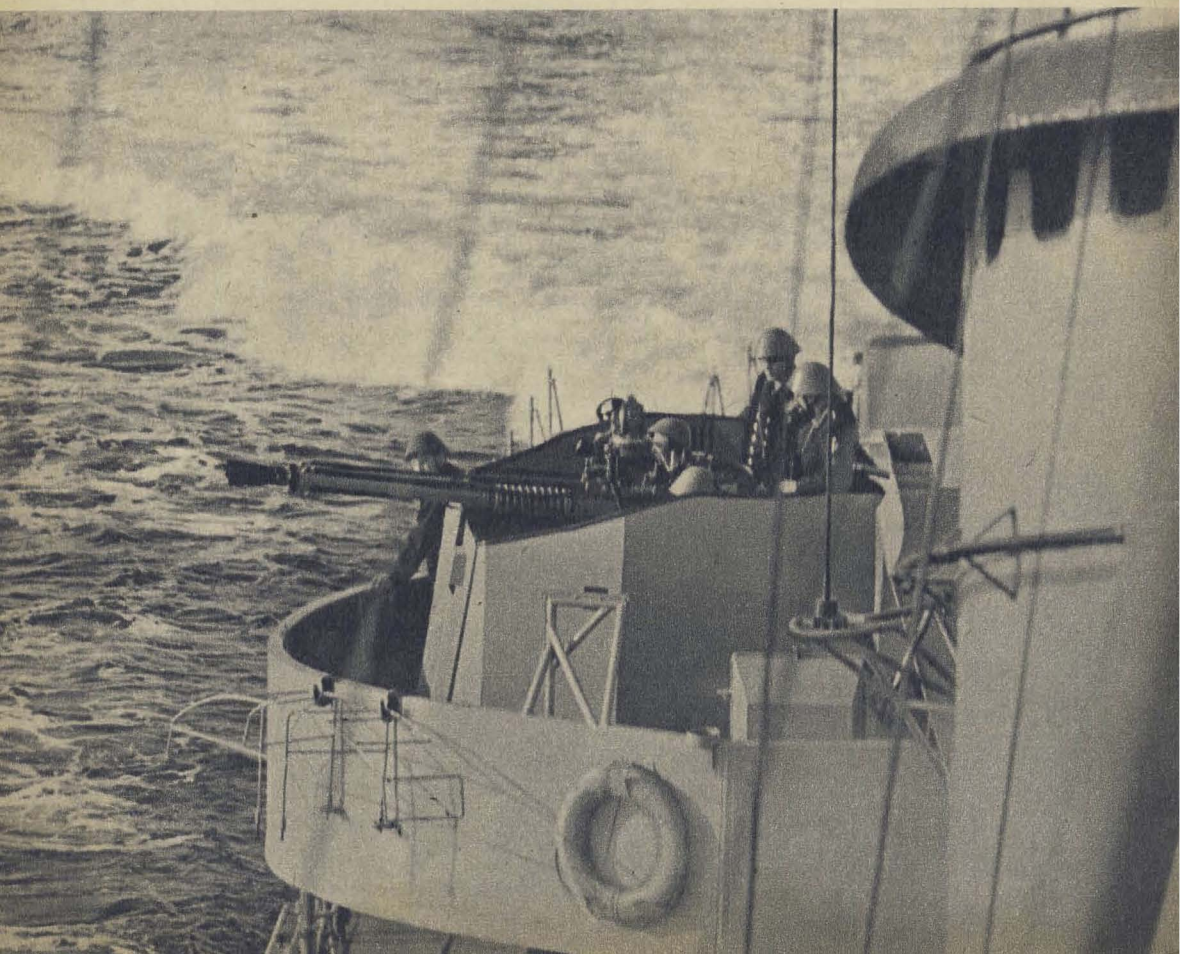
In den vorangegangenen Tagen waren polnische und sowjetische Wachschiffe auf U-Boot-Jagd. Sie spürten den „Gegner" schnell auf. Ihre Hydroakustiker hatten den Kontakt mit dem U-Boot gehalten und die Manöver des Bootes bestimmt, das fortwährend den Kurs, die Geschwindigkeit und die Tauchtiefe variierte.

Aber so ganz ohne sind meine Erfahrungen bei der Klassifizierung des Echos auch nicht, überlegt Horst Panik. Und er nimmt sich vor, seinen Waffengefährten nicht nachzustehen.

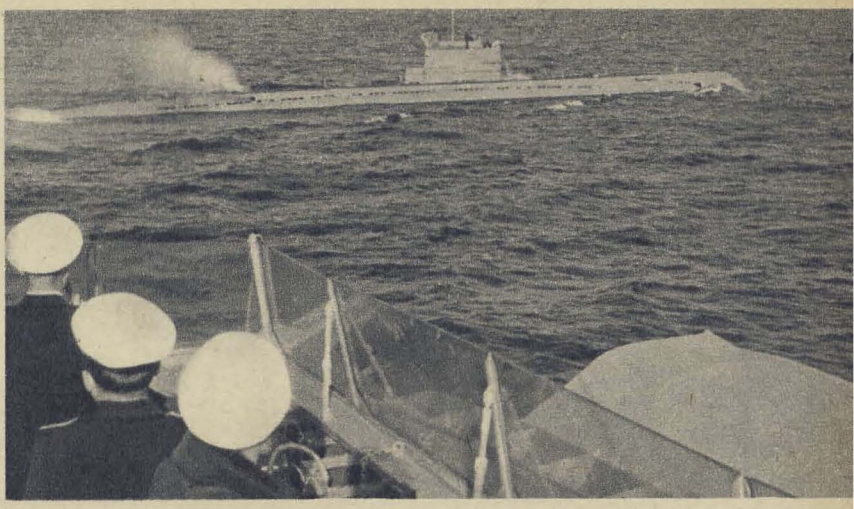
Der Schapp des Hydroakustikers ist klein und eng. Ein sekundenlanger, ständig wiederkehrender Pfeifton hängt im Raum, ein grünes Lichtsignal flitzt über den Bildschirm – die akustische und optische Wiedergabe der Ultraschallwellen, die der Suchkopf am Schiffskiel ausstrahlt und wieder empfängt. Das ständige, gleichmäßige Pfeifen schmerzt in den Ohren, zerrt an den Nerven. Aber Horst Panik scheint das wenig zu stören. In den drei Jahren seiner Dienstzeit als Hydroakustiker hat er sich längst an das Pfeifen gewöhnt wie ein Kraftfahrer an das Brummen des Motors.

„Suchsektor 120 bis 60 Grad!" hatte der Kommandant befohlen. Unermüdlich tasten die Schallwellen seiner Station, wie lange Finger, das Seegebiet ab. Doch bisher vergebens.

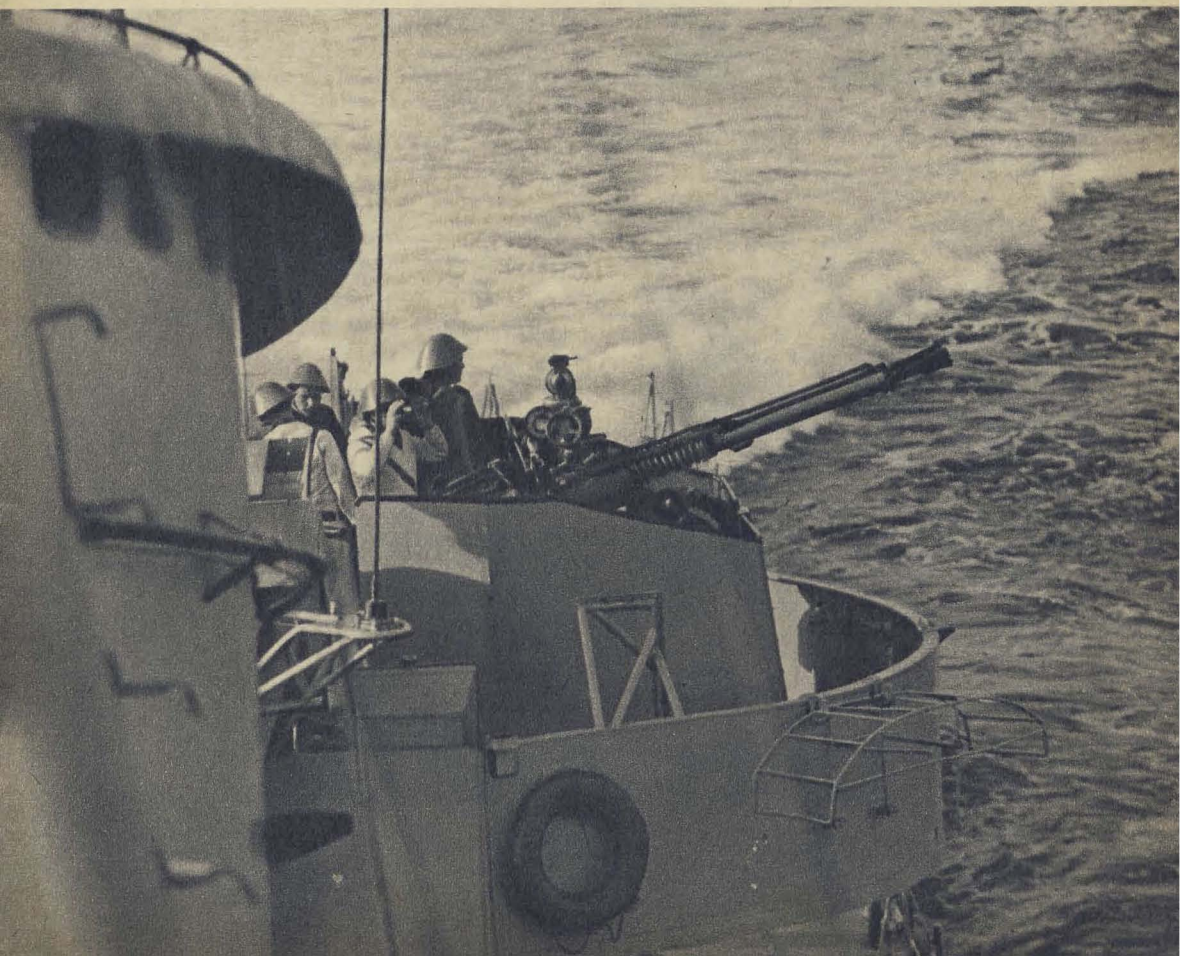
Horst Panik erinnert sich. Auch die U-Boot-Fah-

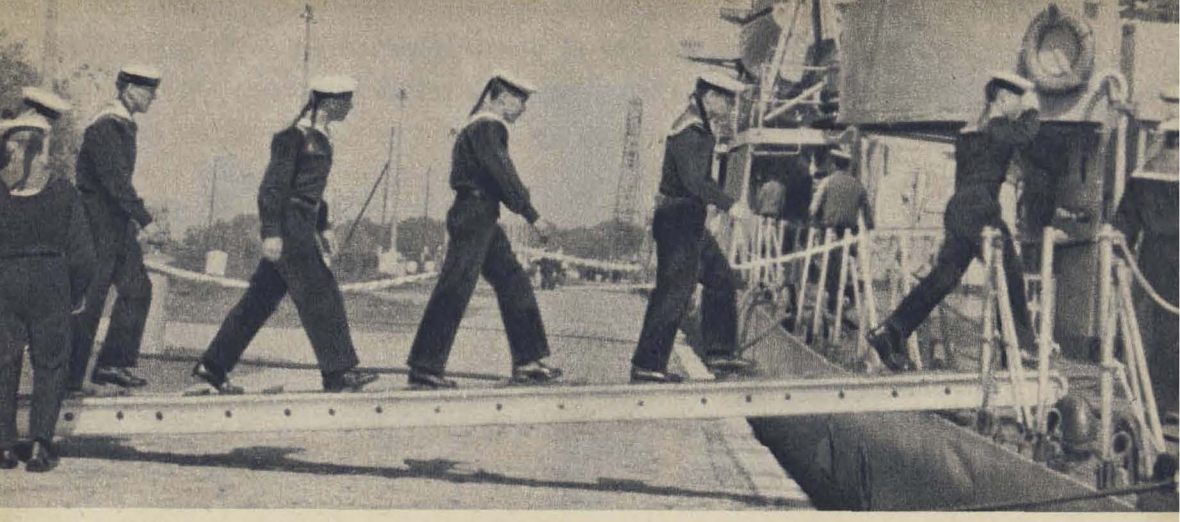


Die U-Boot-Jagd ist beendet. Der „Gegner“ ist aufgetaucht.



Waffenbrüder auf der Ostsee halten den KONTAKT





Gesprächsthema: hydroakustische Station. Viktor und Horst haben keine Geheimnisse.

Aus den Händen von Konteradmiral Janczyszyn bekommt der Stabsmatrose Horst Panik das Bestenabzeichen der Polnischen Volksarmee.

Waffenbrüder auf der Ostsee halten den KONTAKT

rer hatten ihre Spezialitäten. Nicht selten befand sich das U-Boot in unmittelbarer Nähe des Schiffes, lag ruhig auf dem Grund des Meeres. Auch eine Geräuschboje, die das U-Boot ausstieß, kann mich auf eine falsche Fährte bringen. Wer weiß, welche Variante der U-Boot-Kommandant heute gewählt hat. Auf keinen Fall wird er mir etwas schenken, überlegt der Hydroakustiker.

„Suchsektor um 30 Grad ausdehnen!" tönt es vom Hauptbefehlsstand. Systematisch durchsucht Horst Panik den neuen Sektor. Plötzlich wird der Echoton höher, das Lichtsignal flibriert. Das U-Boot? durchzuckt es Horst Panik. Seine Aufmerksamkeit ist zum Zerreißen gespannt. Er dreht das Handrad langsam weiter. Eine Klippe, ein eigenes Schiff? Prüfend huschen die Augen des Hydrogasten über die Geräte. Noch eine kleine Drehung – ein klarer, metallener Ton erreicht seine Ohren.

„Habe Kontakt!" meldet er unverzüglich zum HBS, und Freude klingt in seiner Stimme.

„Kontakt halten, Bewegungsrichtung und Zielausdehnung bestimmen!"

Der Stabsmatrose beugt sich tief über den Bildschirm. Einige Sekunden prüft er, liest an den Geräten die Werte ab, bevor er meldet:

„GS sieben vier an HBS – Kontakt bei 48 Grad." Auch die Entfernung und Tauchtiefe des U-Bootes erreichen den HBS. Aber damit ist für Horst Panik noch nichts gewonnen. Ununterbrochen sind neue Angaben über den „Gegner" nötig, die er mit seiner Station liefern muß. Für ihn heißt das, Kontakt zu halten, damit das

Freunde besuchen Freunde. Sowjetische Matrosen kommen an Bord des KSS „Friedrich Engels“.

Küstenschutzschiff das U-Boot verfolgen und bekämpfen kann. Und er gibt jede Minute die neue Position.

Eigentlich würde jetzt das Schiff auf Angriffskurs gehen. Aber in dieser Übung ist das Können der Hydroakustiker gefragt. Und Horst Panik klebt förmlich hinter seinen Geräten. Das U-Boot manövriert fortwährend. Kurs, Geschwindigkeit und Tauchtiefe wechseln. Der Kommandant versucht, dem Küstenschutzschiff auszuweichen, doch unser Hydroakustiker ist auf der Hut.

Nach zwei Stunden etwa ist die U-Boot-Jagd beendet. Der Schiffsverband nimmt Kurs Ankerliegeplatz. Zufrieden tritt Horst Panik hinaus an Deck. Genießerisch blinzelt er in die Sonne, atmet er die frische Seeluft.

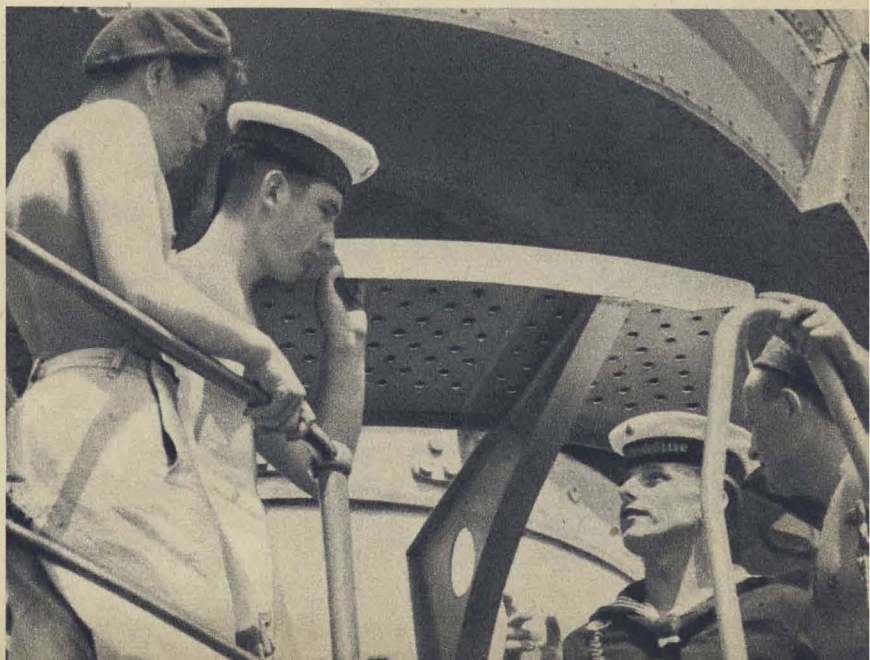
In einem polnischen Stützpunkt sammeln sich tags darauf die Schiffe der drei verbündeten Flotten. Am Pier, wo die „Friedrich Engels“ festgemacht hat, geht eine Barkasse längsseits. Die Besten des Schiffes klettern abwärts. Horst Panik ist auch dabei.

Die sowjetischen Matrosen machen noch Reinschiff. Sie hatten den Besuch etwas später erwartet. Trotzdem ist die Begrüßung nicht weniger herzlich. Horst Panik möchte natürlich zuerst „seine“ Station aufsuchen. Es drängt ihn förmlich, jetzt mit dem sowjetischen Hydroakustiker in Kontakt zu kommen. Und Viktor Kulibin empfängt freundlich seinen deutschen Gast. Er bedauert, daß er nicht Deutsch spricht. Aber Horst radebrecht sich durch.

Kontakt? Selbstverständlich hatte Viktor Kontakt mit dem U-Boot. Aber er hatte Mühe, ihn zu halten. Die Temperaturunterschiede in den verschiedenen Wassertiefen waren während der Übung zu groß, meint er. In den Wintermonaten wären die hydrologischen Verhältnisse besser, da habe seine Station auch eine größere Reichweite. Bereitwillig zeigt Viktor unserem Horst die Station. Im Prinzip gleich, konstatiert Horst, aber es gibt doch unterschiedliche Details in der Bedienung, die er sich genau erklären läßt.

Bald merkt man den Beiden gar nicht mehr an, daß sie sich erst vor wenigen Minuten zum ersten Male sahen. Sie unterhalten sich wie alte Bekannte. Der Kontakt zwischen den Waffengefährten ist geschlossen.

Leider vergeht die vereinbarte Besuchszeit viel zu schnell. Horst Panik kommt als einer der letzten zur Stelling, wo seine Genossen schon warten. Die beiden Freunde und Waffengefährten schütteln sich kräftig die Hände. Der Kontakt wird gehalten.



Die deutschen Gäste kamen zu früh. Doch deshalb ist der kleine Plausch beim „Rein-Schiff“ nicht minder herzlich.

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Französische Luftbildkameras

Die französische Firma Omera hat für die Flugzeuge Mirage III R, Saab „Draken" und RF-84 F sowie für das Aufklärungsflugzeug Fiat G 91 R neue Luftbildkameras entwickelt. Die Kamera 31 (für die erstgenannten Flugzeuge) hat ein Objektiv von 200 mm Brennweite und auswechselbare Filmkassetten für 120 bzw. 240 Aufnahmen. Mit ihr können Luftbildaufnahmen aus Höhen von 50 m an bei 1000 km/h gemacht werden. Die zweite Kamera (Bezeichnung „Vinnen") hat eine Brennweite von 120 mm. Sie „schießt" in der Sekunde 12 Aufnahmen. Die Kassette nimmt einen Film für 500 Bilder auf.

Unterrichtsmaschinen

Wie wir bereits in Nr. 10/64 schrieben, sind in der tschechoslowakischen Volksarmee verschiedene Unterrichtsmaschinen geschaffen und eingeführt worden. Es sind das die Geräte „Repetitor" und „Examinator".

Der „Repetitor" ist ein Gerät zur Wiederholung des Lehrstoffes. Die Fragen werden den Studie-

Anno Tobak

Von hinten durch das Ohr . . .

Was sagte doch neulich Soldat Schmidt, als er die Scheibe verfehlte?: „Na ja, mit d e r Spritze — die trifft ja sowieso nicht!". Und als ein anderer mit derselben Waffe ein „Ausgezeichnet" schoß: „Na ja, Glück gehabt!"

Dabei kann doch eher Soldat Schmidt von Glück reden, daß er nicht wie Anno Tobak mit einem alten Vorderlader zum Schießstand rücken muß. Da war das Treffen schon eher eine Glückssache. Und was würde er wohl erst meinen, wenn man ihn noch dazu nach dem Exerzierreglement der preußischen Kavallerie des Jahres 1855 ausbilden würde. Diese Vorschrift verlangte u. a., mit der Pistole vom Pferd auf eine Scheibe zu schießen. Was einen Kavalleristen jener Zeit zu der Feststellung veranlaßte:

„. . . Ein schreckliches Manöver, wobei die wenigsten Pferde stillstanden. Mit größter Vorsicht reichte ein Unteroffizier die geladene und mit Zündhütchen versehene Pistole dem Reiter aufs Pferd. Nun sollte man eine Volte reiten (d. h. einmal im Kreise herum), vor der Scheibe halten und abfeuern. Aber sowie der Gaul dies merkte, wurde er verstimmt. Er fing ein Bocken und Springen an, so daß Reiter, Pferd und Umstehende aufs höchste gefährdet waren. Es kam auch wohl vor, daß ein Pferd durchs Ohr geschossen wurde."

Nun wußte man sich allerdings verschiedentlich zu helfen. So wurde in einer Schwadron grundsätzlich eine keineswegs mehr feurige, dafür aber alte Fuchsstute mit zum Schießstand genommen, allenthalben nur noch „Commode" genannt. Und wie der Chronist berichtet, „kletterte nun die ganze Truppe nacheinander über die ‚Commode', und jeder feuerte ohne Schwierigkeiten seinen Schuß ab."

Allerdings soll damals auch ein gewisser Kavallerist Schmidt, der trotzdem nicht traf, gesagt haben . . . (siehe oben). *A. S.*

Zeichnung: Hahn

renden in Form von Landkarten, Filmen oder Diapositiven vorgelegt.

Der „Examinator" dient zur Prüfung der Kenntnisse auf jedem beliebigen Gebiet. Die richtige Antwort wird auf die Schalttafel des Lehrers übertragen, und die sich daraus ergebende Zensur durch ein Meßgerät bestimmt. Ist die Antwort falsch, so kann der Lehrer operativ eine andere, leichtere Frage stellen, die den Prüfling auf die richtige Antwort hinführt.

Neuer sowjetischer Hubschrauber

Wie die polnische Luftfahrtzeitschrift „Wojskowy Przeglad Lotnicy" mitteilt, wird gegenwärtig in der Sowjetunion an einem neuen Hubschraubertyp gearbeitet. Der Hubschrauber wird mit einem Turbinentriebwerk ausgerüstet und soll 75 Personen befördern können. Weitere taktisch-technische Angaben sind bisher noch nicht bekannt geworden.

Polaris A-3?

Die Rakete „Polaris" A-1, mit der gegenwärtig die amerikanischen Atom-U-Boote ausgerüstet sind, soll zurückgezogen und durch die sich noch im Stadium der Entwicklung befindliche „Polaris" A-3 ersetzt werden. Für dieses Vorhaben ist der Umbau der jetzigen Abschußeinrichtungen auf den U-Booten notwendig. Die „Polaris" A-1 soll als Trägerrakete für verschiedene Experimente Verwendung finden.

Unterwasser-Echolot

Von bulgarischen Ingenieuren ist ein Ultraschall-Unterwasserecholot entwickelt worden, das sowohl im Rettungsdienst, als auch zum Auffinden gesunkener Objekte und zur ozeanischen oder hydrotechnischen Forschung eingesetzt wird. Mittels dieses Gerätes ist es möglich, selbst bei stark verminderter Sicht, unter Wasser Hindernisse zu umgehen und Tiefen bzw. Abstände von angepeilten Gegenständen zu messen. Das Echolot ist ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für leichte Taucher. Es funktioniert nach dem Prinzip der Schiffsechopeilgeräte mit Kathodenstrahlröhre. Seine technischen Kenndaten sind: Zylinder 200 mm ⌀; Länge 400 mm; Masse 12 kg; Wirkungsbereich bis 60 m Tiefe; Umschaltmöglichkeiten für 60, 30, 15, 7,5 m; Indikator mit 70-mm-Bildschirm.

Trinkwasser aus dem Meer

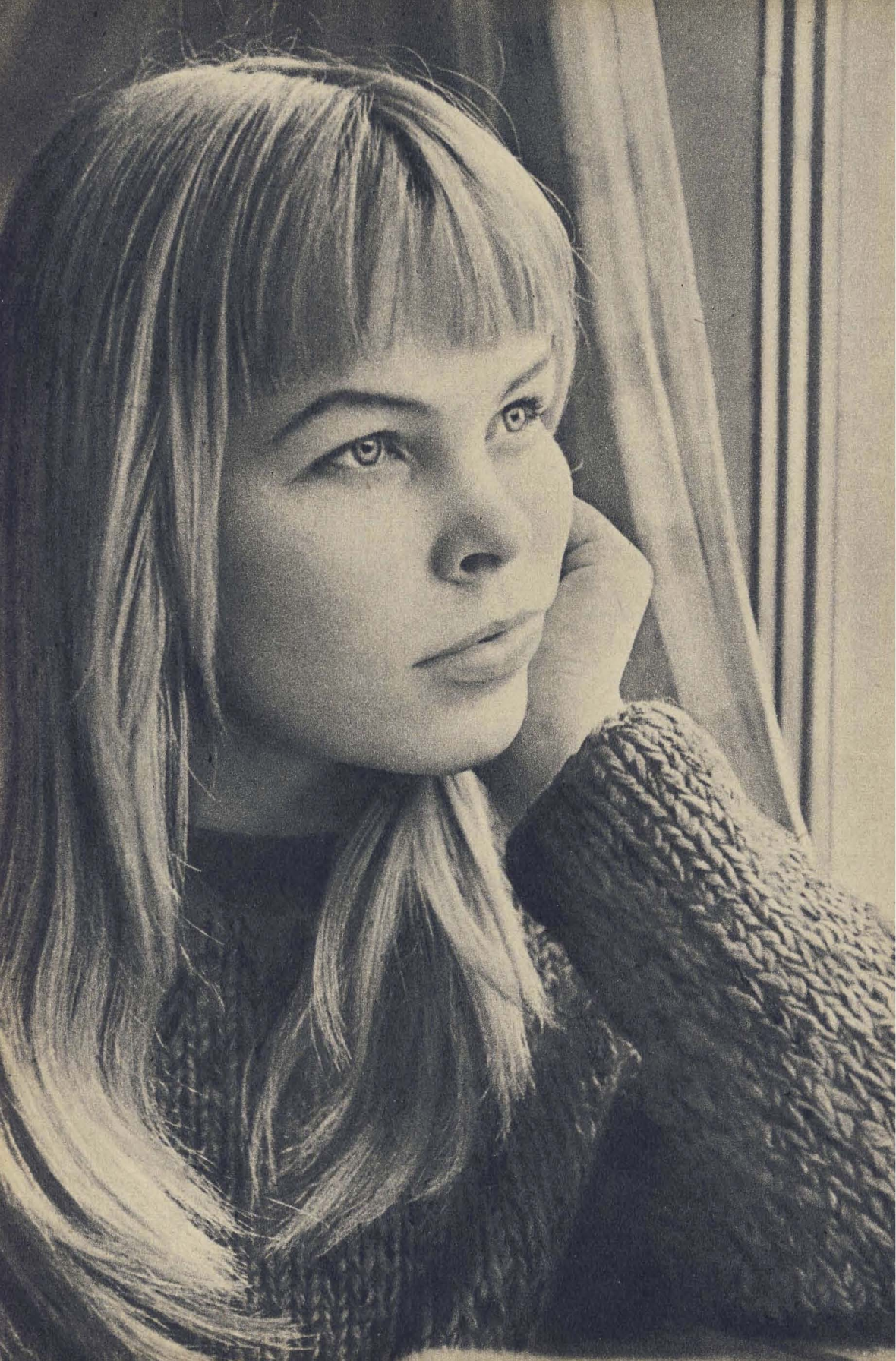
Um den amerikanischen Marinestützpunkt Guantanamo auf Kuba von der kubanischen Wasserversorgung unabhängig zu machen, planen die USA eine Anlage zu errichten, die das Meerwasser in Trinkwasser umwandelt.

Holländische Atom-U-Boote?

Im Zuge der vorgesehenen Veränderungen in der Organisation und Struktur der niederländischen Armee werden auch die großen Überwasserschiffe der Marine nach und nach durch bewegliche Unter- und Überwassereinheiten ersetzt. Den Kern der zukünftigen U-Boot-Flotte sollen Atom-U-Boote bilden, die auf holländischen Werften gebaut und mit amerikanischen Kernreaktoren ausgerüstet werden.

Brücken- und Ubersetzfahrzeug

Ein neues Amphibienfahrzeug für den Brückenschlag und das Übersetzen von Truppen und Material soll in Kürze der westdeutschen Armee zugeführt werden. Das Fahrzeug ist geländegängig und soll auf Straßen eine Geschwindigkeit von 62 km/h, im Wasser (mit Ruderpropeller-Antrieb) 12 km/h erreichen. Seine Länge beträgt 11,33, die Breite 3 und die Höhe 3,57 Meter. Die Eigenmasse liegt bei 20 t. Mehrere solcher Fahrzeuge können zu Großfähren bzw. Brücken zusammengesetzt werden. Als Antriebsmittel dient ein Vielstoffmotor.



Egon Erwin Kisch

Wie Soldat Davidek es dem Herrn Oberst heimzahlte

Unser Regimentskommando wußte, daß der junge Infanterist Alois Davidek wegen Diebstahls mit Zuchthaus vorbestraft war, und das war auch der Grund, weshalb er weder einen Chargengrad noch eine Auszeichnung bekam. Beides hätte er reichlich verdient, und zwar von dem Tage an, an dem wir eine neue Waffe zu handhaben hatten.

Diese neue Waffe war die Handgranate. Von ihrer Existenz wußten wir nichts, bis sie in ein paar hundert Exemplaren in unserem Schützengraben anlangte mitsamt einem Instrukteur, der seine Instruktionen im Eilzugtempo abhaspelte, um so schnell wie möglich aus dieser unbehaglichen Gegend zu verschwinden.

Wir hielten die neue Waffe für modernistischen Unsinn. Zwischen uns und dem Feind, den Serben, lagen fünfundsechzig Meter flaches Feld. Abgebrochene Kukuruzstauden. Granattrichter neben Granattrichter, und dazwischen Hügel, aufgeworfen vom Einschuß. Soldatenleichen, die nicht geborgen werden konnten. Spanische Reiter, die man hüben und drüben vor die Gräben geschoben hatte, um dem Feind ein Herankommen zu erschweren. Auf diesem Terrain hätte bei Tag jede Figur augenblicklich gesehen werden müssen. Und bei Nacht knatterte das Angstschießen; es bestrich den Raum so dicht, daß einer, der sich im Dunkeln über den Wall des Schützengrabens hinausgewagt hätte, zum Sieb durchlöchert worden wäre, auch ohne ein sichtbares Ziel zu sein. Auf eine Entfernung von fünfundsechzig Meter konnte niemand die Granate schleudern, und sich näher heranzuschleichen schien unmöglich.

Wir begnügten uns damit, sie in die Richtung des Feindes zu werfen, ins Niemandsland. Unseren Vorgesetzten war das recht, denn so konnten sie Meldungen über die eifrige Verwendung der neuen Waffe erstatten.

Nur dem Alois Davidek mißfiel die Vergeudung von Material. Ich sah ihn einmal vor den Handgranatenverschlägen stehen und sie mit wunschvollen Blicken messen, als handle es sich um fremdes Hab und Gut.

Im Abenddämmer machte er sich an die Handgranaten heran. Zuerst trug er zwei der mit Stroh ausgestopften Uniformpuppen, die wir oft zum Spaß aus dem Graben steckten, an den linken Flügel der Kompanie. Dann warf er vor seine Stellung, die am rechten Flügel lag, ein Bündel Kukuruzstauden, anscheinend um nicht gesehen zu werden, wenn er aus dem Graben steigen würde. In der Tat sprang er ins Vorterrain, und zwar genau im Augenblick, da an unserem linken Flügel die Puppen hochgehoben wurden. Sein Sprung blieb unbemerkt, denn der Feind konzentrierte das Feuer selbstverständlich auf die beiden Ziele.

Erregt beobachteten wir Alois Davidek, der flach auf dem Boden lag. Was, wenn er sich aufrichtet? Aber es fiel ihm gar nicht ein, sich aufzurichten, dem Feind seine Figur darzubieten. Liegend, den Körper ans Erdreich gepreßt, bewegte er sich vorwärts. Das Wort „kriechen" wird im Sprachgebrauch oft für „Langsamkeit" verwendet. Hier kroch etwas mit der Schnelligkeit eines Salamanders, aber es war kein Salamander, sondern Alois Davidek. Er jagte dem Feinde im Zickzack zu, die winzigste Deckung ausnutzend, bald eine Soldatenleiche, bald ein Hügelchen, bald ein Büschel vertrockneter Stauden. Selbst uns, die wir ihn nicht aus den Augen ließen, verschwand er zeitweilig aus den Augen. Wie ein Fassadenkletterer die Senkrechte aufwärts läuft und jede Mauerzacke, jedes griffgeeignete Ornament und jedes Gesimse ausnützt, so nun kletterte Davidek auf einer horizontalen Fassade.

Nachdem er einige Sekunden auf diese Weise liegend galoppiert war, buchstäblich „ventre à terre", verschwand er in einem flachen Granatkessel, etwa zwanzig Meter am Feind, und aus diesem seinem Kessel sausten nun in raschem Intervall vier Eier in den feindlichen Graben. Um die Wahrheit zu sagen, ich sah nur eines fliegen, denn im gleichen Augenblick bäumte sich drüben der Boden auf, der Schutzwall brach krachend zusammen, seine Bestandteile wirbelten durch die Luft.

Bevor sich der Rauch verzog, war Alois Davidek wieder bei uns, triefend vor Schweiß. Auch den Rückweg hatte er bauchwärts zurückgelegt, weil er, wie er sagte, unsere Schüsse mehr fürchtete als die des Feindes, der in diesem Augenblick mit sich selbst beschäftigt war. ▶

Der Regimentskommandeur ließ Alois Davidek rufen, schüttelte ihm die Hand, kredenzte ihm ein Glas Wein und ein Stück Torte und teilte ihn dem Regimentsstab zu. Nur unmittelbar vor Sturmangriffen wurde Alois Davidek in die Schwarmlinie beordert. Jedesmal bereitete er seine Aktion auf andere Weise vor, einmal zum Beispiel ließ er zwei kleine Schweine aus unserer Stellung nach vorne jagen, und während die Serben ihnen ihr Augenmerk zuwandten, explodierte ihr Schützengraben.

Eines Tages wurde auch ich zum Regimentsstab berufen, um den Meldungen über unsere Sturmangriffe einen ähnlichen Schwung zu verleihen, wie Alois Davidek ihn seinen Handgranaten verlieh. Vielleicht war es Alois Davidek, vielleicht mir zuzuschreiben, daß unser Regimentskommandeur avancierte. Er übernahm ein Brigadekommando. An seine Stelle kam ein langer Oberstleutnant, geschnürt und perfümiert, in übertrieben eleganter Uniform, Monokel über dem rechten Tränensack und Dünkel in den herabgezogenen Mundwinkeln. Unseren Soldaten aus dem nördlichen Böhmerwald war es gleichgültig, wer von den vielen tausend Stabsoffizieren der österreichisch-ungarischen Armee zum Kommando des Regiments bestimmt wurde, denn sie kannten ja die hohen Herren nicht. Nur gerade diesen Oberstleutnant kannten viele von ihnen. Er war nämlich Kontrolloffizier der Waffenfabrik Skoda gewesen, deren Abteilung für Holzbearbeitung sowie die Versuchsstellen für Geschütze innerhalb unseres Ergänzungsbezirks lagen. Unsere Soldaten hatten, bevor sie noch Soldaten waren, durch ihn den ärgsten militärischen Drill am eigenen Leib erfahren. Wenn ein Zehntel davon wahr war, was sie von der Brutalität des Oberstleutnants gegen die männlichen Arbeiter und von seiner Zärtlichkeit gegenüber den weiblichen erzählten, so wäre das Unbehagen bereits hinreichend erklärt, mit dem sie ihn bei uns auftauchen sahen.

Für Zärtlichkeiten gegenüber dem weiblichen Geschlecht fehlte es bei uns an Gelegenheit. Um so ungehemmter entfaltete er seine diktatorischen Neigungen. Vor allem führte er eine neue Ordnung ein. Punkt fünf Uhr morgens hatte der Koch mit einem Glas Zitronensaft am Bett des Oberstleutnants gestellt zu sein. Fünf Uhr dreißig begann der Oberstleutnant die Inspektion, die zugleich sein Verdauungsspaziergang war und ihn bis zu den vier Bataillonskommandos, aber auch nicht weiter hinaufführte. Er tauchte, wo es nicht gefährlich war, in den Unterständen der Telefonisten und Gefechtsordonnanzen auf, bemängelte die Lage der Tornister und Brotsäcke und befahl, Uniformen und Stiefel zweimal täglich zu putzen. Außerdem heischte er eine unausgesetzte Straßensäuberung. Der Laufgraben, der von der Gefechtslinie zum Sanitätshilfsplatz führte, auf dem sich Köche mit tropfenden Fahrküchen bewegten, auf dem blutende Verwundete sich schleppten oder getragen wurden – dieser Einschnitt in Erdreich und Kot sollte gereinigt und gepflegt werden wie der Kiesweg eines Schloßparks. Fand der Oberstleutnant irgend etwas zu beanstanden, so ließ er den Schuldigen schnurstracks an den nächsten Baumstamm binden. Persönlich achtete er dar-

Illustrationen: Karl Fischer

auf, daß das keine Formalität blieb, sondern die Stricke tief ins Fleisch schnitten.

Glock sieben morgens schritt er zu einer sakralen Handlung. Für deren Vollzug hatte er sich gleich am ersten Tag eine nur für ihn bestimmte Latrine zimmern lassen, die an Komfort weit über das hinausging, was die „k. u. k. Anweisungen zum Bau feldtechnischer Anlagen" vorschrieben. Wohl bestand auch die für den Oberstleutnant hergestellte Konstruktion nur aus einer Bank, aber diese war so groß und so stabil, daß das ganze Offizierskorps gleichzeitig auf ihr hätte Platz nehmen können. Überdies war sie poliert und mit einer bequemen Rückenlehne versehen.

Uns verdroß die Mißachtung, mit welcher die Latrine direkt vor unserem Unterstand aufgerichtet wurde. Wir mußten mit der Mehrheit unserer fünf Sinne wahrnehmen, wie der Oberstleutnant jeden Morgen um sieben dort seinen Platz bezog und den Akt zelebrierte mitsamt einer eindringlichen Nachmusterung, zwecks welcher er sich prüfend über die Rückenlehne beugte.

Unser Unterstand lag am Rande des Laufgrabens, und dort sah der Oberstleutnant eines Tages ein paar Papierschnitzel auf dem Boden liegen. Wütend herrschte er den Alois Davidek an, der sich damit verteidigte, daß eben in diesem Moment jemand die Papiere hingeworfen haben müsse. „Klaub das Zeug auf", befahl der Oberstleutnant seiner ihn begleitenden Ordonnanz, „und trag es zum Nachrichtenoffizier!"

Vom Nachrichtenoffizier erfuhr der Oberstleutnant, daß die Papierschnitzel einen an den Infanteristen Alois Davidek adressierten Briefumschlag gebildet hatten. Alois Davidek wurde gerufen, um zu hören:

„Du verlogenes Schwein! Eine Stunde anbinden! Du sollst an mich denken!"

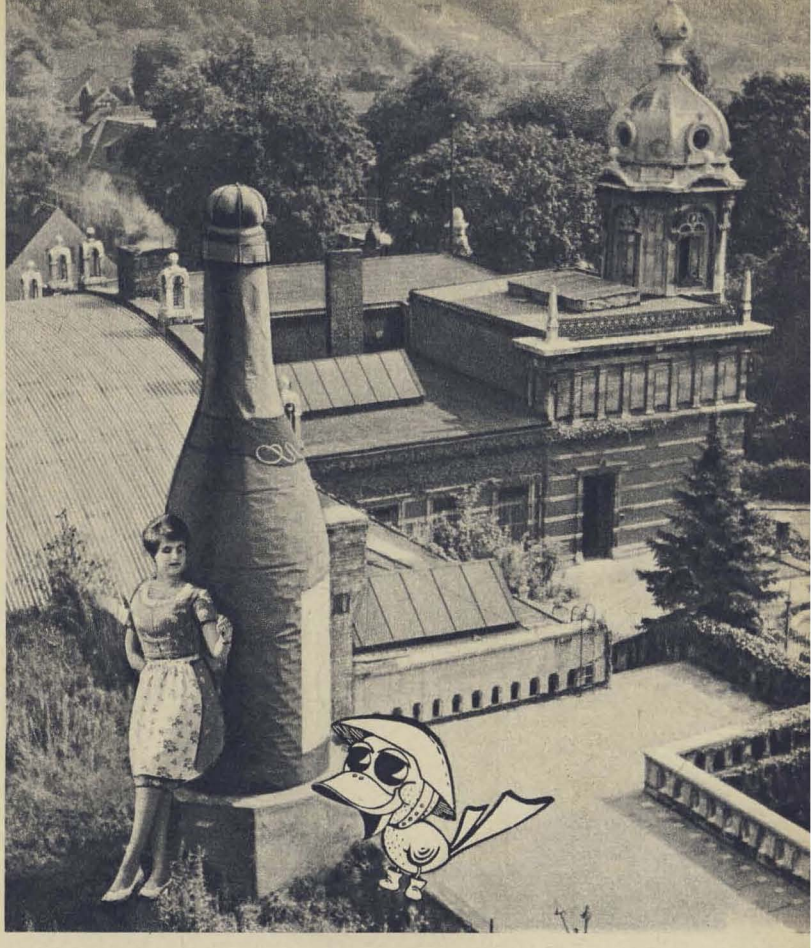
Alois Davidek stand auf den Zehenspitzen, den Körper mit Stricken an den Baumstamm gepreßt. Seine langen Finger waren wie aus Gips. Weiß war auch sein Gesicht. Nur in seinen Augen war Farbe, sie flackerten, wie ich sie noch nie flackern gesehen.

Sie flackerten noch immer in dem noch immer weißen Gesicht, als er in unseren Unterstand zurückkehrte. Die Augen flackerten, aber sahen nicht. Alois Davidek hörte auch nicht. Wenigstens gab er mir keine Antwort auf die Frage, ob er einen Schluck Kaffee haben wolle. Er sprach zu sich selbst. Er zischte sich etwas zu. Ich verstand die Worte „so ein Hund", „muß krepieren, m u ß krepieren".

Die Nacht brach herein, eine der Sternennächte Serbiens, die heller sind als der Tag.

„Willst du dich nicht schlafen legen?" fragte ich

ihn endlich. „So ein Hund", sagte er zu mir oder zu sich, „morgen muß er weg. Schon morgen. Morgen werde ich's ihm besorgen, ich schwöre das beim Leben meiner Mutter."
Erschreckt setzte ich mich auf. „Du willst ihn erschlagen?" Die flackernden Augen richteten sich erstaunt auf mich: „Was redest du da? Erschlagen? Hältst du mich für einen Mörder? Ich bin ein Dieb, verstehst du: ein Dieb."
Als ich mich wieder hingelegt hatte und er mich wohl schlafend glaubte, schnallte er den Feldspaten von seinem Tornister los und verschwand aus dem Unterstand. Ich sprang auf und sah, wie er sich auf die Erde warf und vorwärtsjagte im Horizontallauf, den ich von seinen Exkursionen mit den Handgranaten kannte.
Erleichtert merkte ich, daß er nicht die Richtung zum Regimentskommando nahm, wo der Oberstleutnant schlief. Alois Davidek bewegte sich zur neuen Latrine. Dort, unter oder unmittelbar hinter dem Sitzbrett sah ich ihn, sein eigener Schatten, auf dem Boden herumkriechen, den Feldspaten hantierend, aber ich verstand nicht, was das bedeutete.
Zunächst dachte ich, daß er das Erdreich lockerte, damit die Bank umfalle, wenn sich jemand daraufsetzt. Oder wollte er gar die Stützpfeiler der Bank durchsägen? Ich war entschlossen, es zu verhindern, denn das mußte ja ans Tageslicht kommen.
Noch stiller und friedlicher als sonst Nächte in der Natur sind die Nächte im Krieg. Der Gefechtslärm, das ununterbrochene Knattern der Gewehrpatronen und das Rollen des Geschützfeuers werden von dieser Stille aufgesogen, lösen sich in ihr ohne Rückstand und dienen nur dazu, sie zu verstärken. Draußen rückt Artillerie vor, ächzen die Achsen, schnauben die Pferde, knallen die Peitschen und fluchen die Feuerwerker, und die Soldaten liegen im sanftesten Schlummer. Aber wenn im Zelt nebenan jemand zu schnarchen beginnt, fahren die Schläfer wütend auf, denn er stört die tiefe lärmende Ruhe.
Inmitten dieser Stille hätte ich genau gehört, wenn sich Alois Davidek an dem Bretterwerk der Latrine zu schaffen gemacht hätte. Absolut lautlos kroch Alois Davidek hinter dem Sitzbrett herum. Dabei bewegte er die rechte Hand, in der er den Spaten hielt. Dann sah ich ihn einige Maisstaudenbündel, die überall herumlagen, näher an die Latrine heranschieben.
Der Morgen kam. Punkt sieben schritt der Oberstleutnant wie immer zu seiner morgendlichen Tätigkeit. Ich schaute nach Alois Davidek aus, sah ihn aber nicht. So ließ ich, dem nichts Gutes schwante, den sitzenden Oberstleutnant nicht aus dem Auge, bis er zu Ende war.
In dieser Sekunde sah ich einen rasend schnellen Salamander, in Menschengröße, fest an den Boden geschmiegt und sich durch Maisstauden deckend, von hinten an den Oberstleutnant heranhuschen, fast unter ihn hin. Ein Feldspaten nahm etwas auf, und der Menschensalamander verschwand. Der Oberstleutnant war inzwischen aufgestanden, drehte sich um und neigte sich, die Hände auf die Rückenlehne gestützt, hinab.
Er sah nichts.
Er beugte sich tiefer vor und sah nichts.
Er klemmte sein Monokel ins Auge und sah nichts.
Er nahm das Monokel aus dem Auge, hauchte es an, putzte es, klemmte es wieder ins Auge, beugte sich ganz tief hinab und sah nichts.
Neben mir stand der zurückgekehrte Alois Davidek und beobachtete den Oberstleutnant, der sich wieder auf die Latrine setzte.
Als der Oberstleutnant schließlich aufstand, resultatlos selbstverständlich, wankte er in seinen Unterstand und rief nach dem Regimentsarzt. Der rannte herbei, untersuchte den Oberstleutnant, verabreichte ein Laxativ und blieb bei ihm – mochten die verwundeten und ruhrkranken Soldaten unten am Hilfsplatz sehen, wie sie fertig würden, ein verstopfter Oberstleutnant hat vor laufender Kundschaft natürlich den Vorrang.
Alois Davidek lag wieder auf dem Anstand. Kaum eine halbe Stunde brauchte er zu lauern, bis der Oberstleutnant blaß seiner Latrine zueilte. Ruhig nahm Alois Davidek den Feldspaten und zog los. Wieder sah ich ihn, mit seinem Schatten vereinigt, dahinjagen, wieder sah ich ihn die Beute schöpfen, mit ihr verschwinden.
Als er zurückkam, rieb er die Schaufel mit Erdreich ab und ließ Wasser darüberlaufen, sie hatte das ihrige getan und wusch ihre Hände in Unschuld. Drüben stand der Oberstleutnant und straffte sich. Seine Bewegung atmete Befreiung, Befriedigung, Glück. Langsam, den Genuß verzögernd, wandte er sich um.
Und damit waren seine schönen Gefühle zu Ende. Verständnislos blickte er hinab, fassungslos beugte er sich tiefer und starrte regungslos auf das Nichts. Er untersuchte seine Kleider und Schuhe, ging um das Sitzbrett herum, musterte es genau. Nur das Nichts war überall, nichts als das Nichts.
Einem Kadaver glich er, als er sich zum Regimentsarzt schleppte, von ihm ein neues Abführmittel in Empfang nahm und sich aufs Feldbett legte. Wie uns eine Ordonnanz berichtete, wand er sich in Schmerzen, ein begreiflicher Zustand, da er zwei Dosen Laxativ im Leibe hatte und sonst nichts anderes, wenn auch er und der Regimentsarzt das Gegenteil glaubten.
Ein Krankenwagen fuhr vor, um den Oberstleutnant ins Divisionsspital zu schaffen.
Mit welchen Symptomen auch immer man im Divisionsspital eintraf, man wurde auf Dysenterie untersucht, und wer in der Dysenteriebaracke untersucht wurde, steckte sich unfehlbar von den Kranken an. Beim Oberstleutnant schien die Diagnose Dysenterie von allem Anfang an klar. Hatte doch das zweite Laxativ durch die Fahrt im ratternden Krankenwagen seine Wirkung getan und mangels anderer Masse nur Blut und Wasser zutage gefördert.
Einige Tage später kam die Nachricht vom Heldentod des Oberstleutnants sowie die postmortale Verleihung des Eisernen-Kronen-Ordens an ihn. In der Zeitung lasen wir den Bericht über die Enthüllung einer Ehrentafel in den Skoda-Werken; auch eine Straße sollte nach ihm benannt werden.
Und damit ist meine Geschichte zu Ende, die Geschichte eines Verbrechens mit tödlichem Ausgang, das nicht bestraft werden kann.



Spatz Schlaukopf ist

Verliebt in *Rotkäppchen*

Mit dem Streit um ein Mädchen begann es. „Ein Rotkäppchen gibt's doch nur im Märchen", dozierte ein Bekannter, „wie den Riesen Timpetu oder wie jedes Wochenende Urlaub für Wehrpflichtige oder . . ." Alles weitere war bereits in die Luft gesprochen, durch die ich mich davongemacht hatte, um das Rotkäppchen zu suchen und derart einen elfprozentig geistigen Streit zu klären.

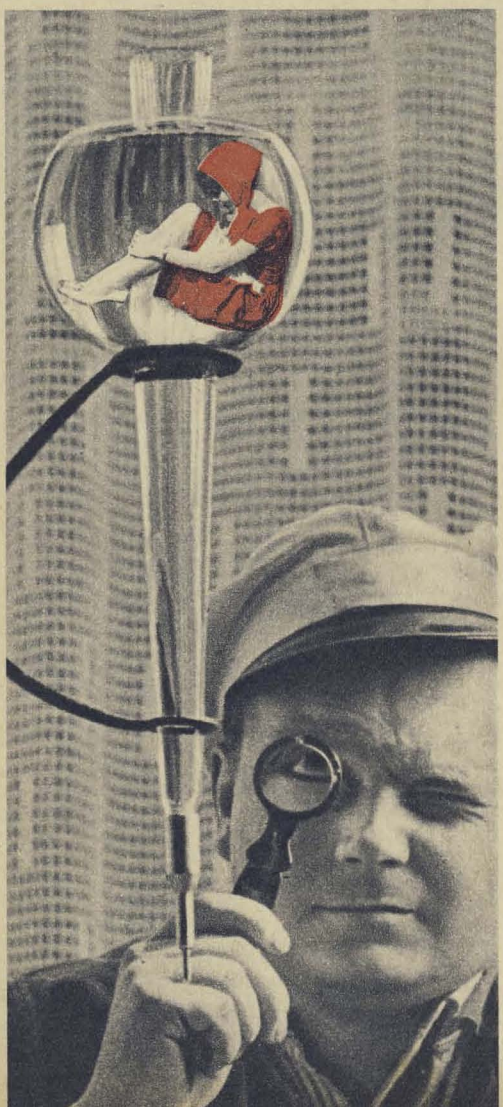
Rotkäppchen und der Schneidermeister

„Zu Rotkäppchen? Da bist du bei uns richtig." Der dies sagte, trinkt oft einen über den Durst, macht dabei ein Faß auf und – ist dennoch ein guter Kronzeuge. An der Unstrut lernte er nicht nur den Wein lieben, auch das Wasser. An der Küste brachte er es vom Wachsoldaten über den Koch und Signalgast zum Maat. Zuletzt ist Genosse Schneider als Kommandant eines Minenräumbootes im Meisterrang auch in den Hafen der Ehe eingelaufen. Das Offizierspatent greifbar nahe vor Augen, hatte er aber an der ganzen Küste keinen festen Ankerplatz, sprich Wohnung, in Aussicht, und so erhielt die Unstrut eines Tags ihren Seemann wieder und die Freiburger Sektkellerei ihren Schaumweinküfer.

Manche hätten's sich bequemer gemacht. Sie wären in die nahe Chemie gegangen, um – finanziell – besser zu fahren. Er aber sagt: „Mir war mein Beruf zu lieb. Euch klingt es vielleicht komisch: Aber Wein – das ist doch nichts Totes. Der Wein lebt doch!" und er führte uns in seinen Meisterbereich, wo auch das Rotkäppchen sein sollte. ▶

Rotkäppchen und der Franzose

Gleich im ersten Keller erblickte ich Rotkäppchen, wie es gerade einem Franzosen ihre Lippen bot. Aber es war „nur" eine der Mütter des gesuchten Rotkäppchens, eine der Arbeiterinnen, die hier alle rote Kopftücher tragen.
In anderen Fässern ruhten Jugoslawen und „Russen" – nur kein Freyburger. Wein von den Hängen der Unstrut ist nicht sauer oder seine Weinsäure nicht beständig genug für die Gärung. Während ich Freundschaft mit einem Jugoslawen schloß, sinnierte ich: ‚Rotkäppchenmütter sind keine Seebären.' Aber offenbar hat der Meister der Volksmarine auch als Meister des Weinkellers Autorität und Achtung. Der Betrieb auf dem Boot bot ihm offenbar auch für den Betrieb vieles Gute! Er selbst meint dazu: „Als ich die Brigade übernahm, wollte jene Kollegin nicht mit dieser zusammenarbeiten. Inzwischen wurden wir ein prima Kollektiv und erhielten sogar einen Orden." Übrigens wurde aus dem Meister a. D. anfangs wider Willen ein Meister i. D. – denn er hat als Meister größere Verantwortung, aber dafür – paradoxerweise – ein paar Mark weniger. Werden doch einige Zuschläge an Meister nicht gezahlt, und sind doch bei der letzten Lohnerhöhung in der Lebensmittelindustrie die Meister leer ausgegangen. Aber ewig wird Genosse Schneider auch hier nicht Meister i. D. bleiben. In 2 bis 3 Jahren heißt es: weiterqualifizieren! Vielleicht zum Getränkeingenieur? Doch das will überlegt sein; denn der „VEB Rotkäppchen" zählt keine 1300, sondern nur rund 135 Beschäftigte, und der eine oder andere Beruf würde so einen Betriebswechsel erfordern.



Verkosten kostet nichts

Mittlerweile waren wir im tiefsten Keller angelangt. In diesen vielen 10 000 Flaschen sollte das Rotkäppchen ruhen? In verdienter Ruhe sogar, hörte ich, denn es sei ein langer Weg bis hierher, wenn er auch nur drei Etagen tiefer geführt habe.
Wenn der Wein im Tankwagen anlangt, wird er verkostet: ‚Ob er auch der bestellten Qualität entspricht?' Dann wird er behandelt und – verkostet: ‚Bist du eisenhaltig? Dann heraus mit dem Metall!" (Genosse Schneider meint: „Wir müssen aus dem Wein erst etwas machen.") Dann wird aus 6 bis 8 Weinen eine Probemischung zusammengestellt und – verkostet: ‚Wird das halbtrockne Rotkäppchen in diesem Jahr auch »elegant und mit harmonischer Fülle« wie es soll?' (Gleicher Geschmack muß durch ungleiche Mischungen erzielt werden, denn kein Jahrgang eines Weins gleicht dem anderen.) Der gefundenen, für gut befundenen Mischung wird Hefe und Zucker beigesetzt – beste Raffinade für den Geschmack und Kandis zur Gärung –, und sie gelangt in 1½-Literflaschen und in den tiefsten Keller. Fernab der Welt – nur nicht von den Verkostern – beginnt sich das Rotkäppchen erst (in) stürmisch(er), dann ruhig(er Gärung) zu entwickeln.

Ich könnte mich am Nordpol nicht verlieben

Aus kühlem Grunde gelangten wir wieder zu ebener Erde, in eine Abteilung, in der es unlustiger – aber listigerweise noch kühler ist. Nach zwei Jahren Schattendasein im Keller besitzt Rotkäppchen bereits Feuer und Temperament, aber noch fehlt es an Anmut und Etikette. Und bei 4 Grad minus verspürt es keine Lust zu entspringen. Geduldig läßt es sich in einen großen Tank füllen und wird auch wieder zum ‚Flaschenkinde'. In dem Hochdrucktank hat sie einen Likör erhalten, der eigentlich nur so heißt und aus feinen Weinen und Zucker besteht. Einer von denen, die das Rotkäppchen an einer neuen Filtrieranlage von der letzten Hefe befreit und am modernen Hochdruckkessel für seine Süße sorgt, ist der ehemalige Grenzer Schubert. Er sagt wenig, aber vielsagend: „3000 Liter im Tank – wenn da was schiefgeht ..." und offenbart, daß auch abseits der großen Chemie, in kleinen Betrieben die neue Technik Einzug hält und die Verantwortung zu Hause ist.
Übrigens auch die Erinnerung an die Armeezeit. In der Kampfgruppe kommt das Gespräch oft auf die Truppe. Und da wir dem neuen

Jahrgang auf der Spur sind, erinnert sich Genosse Schubert: „Ich habe auch in einer Silvesternacht an der Grenze Posten geschoben – ohne Rotkäppchen und ohne ‚Rotkäppchen', nur mit etwas warmem Tee in der Flasche. Da freust du dich, wenn die anderen an einen denken."

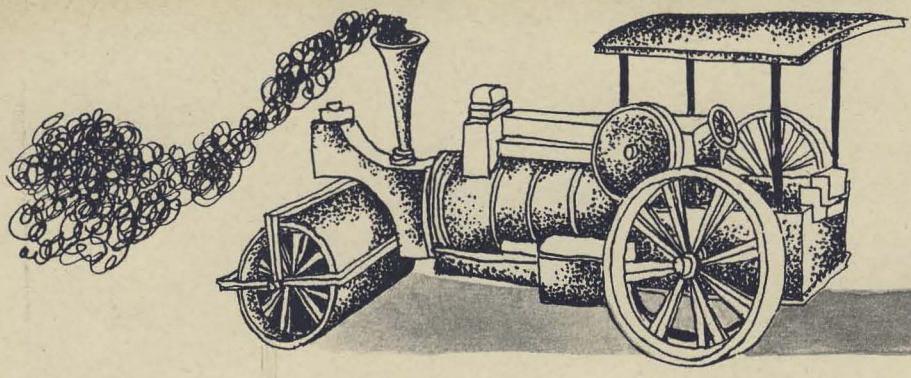
Auf Schönheitskonkurrenz

Schließlich sahen wir, wie das „Flaschenkind" die letzte Etikette bekommt, als Schmuck kleine Taler, wie sie heute Mädchen oft tragen. Sie sind der Stolz der Rotkäppchen-Eltern – Medaillen internationaler Weinmessen.

Auf einer solchen Messe verkostet die Jury „blind", d. h. ohne Wissen des Elternhauses. Bis zu 20 Punkte sind zu vergeben – jeweils zwei für das blumige Aussehen, die Farbe und die Kohlensäure, vier für den Geruch und zehn für den Geschmack. Aus Budapest kehrte Rotkäppchen vor vier Jahren mit mehreren Gold- und Silbermedaillen zurück. Auf einer anderen Weinmesse flüsterte man hinter einer vor den Mund gehaltenen Hand: „VEB Rotkäppchen", was die Jury bewog, eine sichere Medaille nicht zu vergeben. Die kapitalistischen Produzenten des vornehmen Sekts – die Jurymehrheit – zeigten sich unserem Rotkäppchen gar nicht als vornehme Kavaliere – was ja auch ein Lob für das Rotkäppchen war. Und wenn man im übrigen bedenkt, daß die Erzeugung in Freyburg, seit die Sektkellerei VEB ist, auf rund das 5fache stieg, nämlich von 350 000 Flaschen auf 1,5 Millionen, weiß man: Nicht nur in Leuna, Schwedt und Rostock ist Hervorragendes geleistet worden.

Eine gute Tat

Dann saßen wir noch einmal mit den Freyburger Reservisten zusammen, vor uns Rotkäppchen, in eine Flasche eingeschlossen, ähnlich wie weiland ihre Ahnin im Wolfsbauch. Und wir hatten es immer noch nicht gesehen, und es war ja auch kein Flaschenkind mehr, und wir konnten es nicht übers Herz bringen und – es gab wie einst beim Märchenförster einen lauten Knall, und das Rotkäppchen sprang heraus – spezialsüß und deshalb „blumig und vollmundig", und sie begann zu tanzen, und das war so berauschend, daß mir warm ums Herz wurde. Und jetzt wußte ich endgültig, daß das Rotkäppchen nicht nur existierte, sondern daß der Wolf auch einen guten Geschmack gehabt hatte. Die Reservisten von „Rotkäppchen" aber meinten: „Es wird ein guter Jahrgang", und sie wünschten das gleiche allen Genossen, die in der Silvesternacht ihren nicht leichten Dienst versehen – damit das Rotkäppchen an diesem Tag und an noch vielen Silvesterabenden tanzen kann.



In Göteborg wurde der Matrose der Kriegsmarine Sören Thygessen zu 100 Kronen Strafe verurteilt, weil er nachts eine städtische Dampfwalze unbefugt in Gang gesetzt hatte.
Als Grund führte der Übeltäter an: „Ich hatte tagsüber solange Dienst, daß mir die Zeit fehlte, meine Hosen zu plätten!"

Ein Soldat aus Manchester verlangte Scheidung von seiner Frau, weil sie während seiner Abkommandierung nach Cypern mit einem anderen Mann ein Verhältnis eingegangen sei.
Die Frau meinte einschränkend: „Er war mir wirklich ein guter Freund und begleitete mich laufend zur Dienststelle meines Mannes, um dort Erkundigungen einzuziehen, ob er noch am Leben sei ..."

Am Sonntag besuchte Soldat Patrick Green seine neueste Flamme. Sie hieß Lizzi und war die Tochter eines Farmers.
„Mein Vater kann dich gut leiden, Patrick!" begrüßte sie ihn.
„Wirklich?" freute er sich.
„Genau! Als ich ihm sagte, du würdest heute kommen, hat er die scharfen Patronen aus dem Gewehr genommen und nur eine Schrotladung hineingetan!"

Im letzten Kriege wurde auf einem Fliegerhorst in England besonders der Blindflug geübt. Dort befand sich auch eine kühle Blonde als Nachrichtenhelferin. Sie hieß Anita.
Eines Tages mußte sie zum Arzt. Nach der Untersuchung fragte sie: „Ist es der Blinddarm, Herr Doktor?"
„Kaum — ich würde eher auf einen kleinen Blindflieger tippen!"

Ein „Neuer" war der Wachabteilung zugeteilt worden. Als er erstmals auf Posten zog, instruierte ihn sein Kamerad: „Du gehst bis zu dem kleinen roten Licht dort — und kehrst wieder um. Verstanden?"
„Okay!" nickte der Neue.
Erst nach drei Tagen kam er zurück.
„Wo warst du so lange?" bestürmte man ihn.
„Das rote Licht war das Schlußlicht eines Lastwagens, der nach Woodville fuhr!"

Colonel Dubois kehrte früher heim als sonst. Um seine Frau nicht zu wecken, zog er sich im Dunkeln aus. Gerade wollte er ins Bett schlüpfen, da flüsterte sie ihm zu: „Ich habe schreckliche Kopfschmerzen, Jean. Bitte hole mir doch in der Apotheke ein Röllchen Migränetabletten! Aber kein Licht bitte — ach, mein armer Kopf ..." Der ältliche Colonel zog sich ächzend an und lief zur Apotheke. „Nanu, Colonel", wunderte sich der Apotheker, „sind Sie nicht mehr bei der Artillerie?"
„Warum nicht?"
„Nun — weil Sie eine Mütze von der Marine aufhaben ..."

QUERFELDEIN

Illustrationen: Horst Bartsch

Billy Brown, der Sohn vom reichen Brown, war eingezogen worden. Das erste Mittagessen schien ihm nicht zu behagen.
„Sergeant", wandte er sich mißmutig an den Küchenfeldwebel, „gibt es hier keine Wahl?"
„Gibt es!" nickte der grimmig. „Entweder Sie essen oder Sie essen nicht!"

Schild über einer Theke einer Militärbar in Los Angeles: „Wir vertrauen nur Gott! Alle anderen zahlen bar!"

Als vor einer Stockholmer Kaserne eine junge Mutter mit ihren Zwillingen hin- und herfuhr, begegneten ihr viele lächelnde Blicke. Erst als ihr Mann, der Unteroffizier Göte Nylholm, aus dem Tor trat, löste er das Rätsel. An dem Kinderwagen befand sich noch der Werbe-Slogan der Lieferfirma: „Ist unser Fabrikat nicht prima? Probieren Sie's doch auch mal!"

Warnschild vor einer Kaserne in Groningen (Holland): „Autos fahrt langsamer! Starker Mangel an Ausbildern!"

Oberst a. D. Leon Bondeur aus Lyon erstattete gegen sich selbst Anzeige, weil sein Hund „Napoleon" seit einigen Jahren versehentlich ohne Steuermarke herumgelaufen war.
Der reuige Sünder fand einen milden Richter, zumal „Napoleon" zur Zeit der Anzeige bereits drei Monate tot war.
So unerschrocken sind in Frankreich die alten Offiziere ...

In einer englischen Frauenzeitschrift klagt eine Dame: „Obwohl ich die Frau eines Hauptmanns bin und seit zehn Jahren in glücklicher Ehe lebe, haben wir noch immer keine Kinder. Dabei haben wir uns damals extra im Dom trauen lassen ..."

Als der Richter den Soldaten Ernest Mitchell fragte, weshalb er im Krokodilhaus des Londoner Zoo eine kleine Tränengasbombe geworfen habe, sagte der Angeklagte: „Ich wollte endlich mal echte Krokodilstränen sehen ..."

In einer Pariser Galerie wurden allermodernste Gemälde ausgestellt. Als Wächter fungierte ein Ex-Sergeant, Veteran von Dien-Bien-Phu. Als General de Gaulle die Ausstellung besuchte, kam er auch mit dem alten Soldaten ins Gespräch. „Nun, mon brave", fragte er, „wie gefällt es Ihnen hier?"
„Ach, mon General, was soll ich Ihnen sagen ... im Kriege habe ich noch schlimmere Greuel gesehen!"

Liebe Armee-Rundschau!

Mein Verlobter wurde im Mai eingezogen. Es ist das erste Mal, daß wir voneinander getrennt sind. Ingo verlangt von mir, daß ich in seiner Abwesenheit nicht allein weggehe. Weder ins Kino und schon gar nicht zum Tanz. Das Mauerblümchen zu spielen, behagt mir aber nicht. Darf ich mir denn gar kein Vergnügen gönnen, wenn er nicht dabei ist? Was soll ich machen? Ich möchte es nicht mit meinem Verlobten verderben, denn ich habe ihn sehr gern. Wenn er nur nicht so engstirnig wäre.

Gisela

Muß denn Tanzen Sünde sein?

Die aktuelle-Umfrage

Liebe Gisela!

... leider kann ich mich mit Ihrer Meinung ganz und gar nicht einverstanden erklären. Die kurze Zeit, in der Sie allein sind, werden Sie doch auch mal ohne Ihr gewohntes Tanzvergnügen auskommen! *Gefreiter Dieter Boden*

... meine Braut geht ebenfalls allein zum Tanz und ins Kino. Warum sollte sie nicht? Es wäre doch kindisch von mir, ihr diese Zerstreuung zu verbieten. In meinem Ausgang mache ich's ja genauso. Es muß nur alles im Rahmen bleiben.
Funker Manfred Salewski

... schreiben Sie Ihrem Ingo ins Stammbuch: Jede Leidenschaft verleitet zu Fehlern, die Liebe zu den lächerlichsten.
Leutnant Gert Winkler

... meiner Meinung hat Ingo kein festes Vertrauen zu Dir. Hat er Gründe dafür? Ist er eifersüchtig? Hast Du ihm vielleicht mal etwas verschwiegen, was er dann woandersher erfahren haben könnte? Dreht es sich vielleicht um Dinge, die er Dir eigentlich gar nicht zutraut, von denen er aber annimmt, daß sie durch Deinen Hang zum Tanzen zu unangenehmen Tatsachen werden könnten? Auf jeden Fall mußt Du Dich mit ihm aussprechen. Beharrt er ohne Gründe auf seiner Forderung, dann sage ihm klipp und klar, daß Du ihn sehr gern hast, aber trotzdem nicht zu Hause sitzen bleibst und das Mauerblümchen spielst. Hast Du allerdings kein reines Gewissen oder bist Dir nicht sicher, daß Du allen Versuchungen widerstehen kannst, dann halte Dich ein bißchen zurück und komme seinen Wünschen entgegen. *Soldat Manfred Sieber*

... Vorschriften und Verbote gibt es gerade bei der Armee genug. Deshalb sollte man sich im Privatleben nicht auch noch welche machen — gleich, von welcher Seite. Die grundlegende Bedingung für Euer beider Verhalten ist echtes gegenseitiges Vertrauen. Wenn das da ist, dürfte nichts schiefgehen. *Kanonier Harald Weiß*

... ohne Ihnen etwas vorwerfen zu wollen, kann ich mich schon in die Lage Ihres Verlobten versetzen. Heißt es nicht: „Gelegenheit macht Liebe?" *Dagmar Santner*

... wenn Du mich fragtest, würde ich Dir sagen: Niemand kann von Dir verlangen, das Mauerblümchen zu spielen. Du bist jung und hast das Recht, Dir Dein Leben so einzurichten, wie Du möchtest. Deinem Freund würde ich raten, ein wenig toleranter zu sein.
Stabsmatrose Jürgen Sauskat

... zugegeben, der Verlobtenstand ist ein schwieriger. Zumal beide in Ihrem Fall längeren Zeiten der Trennung ausgesetzt sind. Doch dürften sich Ihre Liebe und Treue gerade durch diesen Umstand einer in jedem Falle notwendigen Prüfung unterziehen. Warum sollten Sie, wenn Sie sich selbst vertrauen und Ihr Verlobter Ihnen vertraut, nicht einmal weggehen dürfen — zum Beispiel ins Kino oder zu einem Theater oder Konzertbesuch? Ihr Verlobter wird doch auch nicht, wenn er Ausgang hat, in der Kaserne hocken. Doch mit dem Tanzengehen ist es eine eigene Sache, die nicht ungefährlich ist. Denn nicht immer bleibt es beim harmlosen Tanz und der Begleitung bis zur Haustür. Denken Sie nur daran, daß oft auch „König Alkohol" mitspielt. Wenn Sie sich nicht zu den ganz charakterfesten und willensstarken Persönlichkeiten (und wer kann das schon?) rechnen, würde ich an Ihrer Stelle auf den Besuch öffentlicher Tanzveranstaltungen verzichten. Sie können dann das Gleiche von Ihrem Verlobten erwarten. *Diplom-Psychologe Günther Kruse*

... Ihr Verlobter hat meines Erachtens nicht das Recht, Ihnen während seines Wehrdienstes jede Freude am Leben zu nehmen. Nach getaner Arbeit soll man sich entspannen und erholen; am besten bei der Kunst, der Kultur, guter Unterhaltung oder Sport.
Maat Manfred Tennhardt

... wir sind doch keine Philister. Also soll jeder tun, was ihm gefällt. Das gestehe ich der Frau genauso zu wie dem Mann. Wenn mir am Standort eine gefällt, gehe ich eben mit ihr. Ist es meine Schuld, daß ich hier sitze und meine Frau ein paar hundert Kilometer weg?
Soldat Norbert Wallner

... ich bin ganz Ihrer Meinung: Die Forderungen Ihres Verlobten sind nicht normal und haben mit der Gleichberechtigung nichts zu tun. Im Gegenteil. Sein Ansinnen drückt ein bestimmtes Mißtrauen aus, für das sicherlich überhaupt kein Grund vorliegt. Ich war in meinem Leben sehr oft und einmal sogar jahrelang von meiner Frau getrennt. Wir kannten uns sehr gut, und vor allem, wir liebten uns und wußten, daß sich der eine in jeder Situation auf den anderen verlassen kann. Wenn das auch bei Ihnen so ist, dann weiß doch jeder, was er bei kurzer oder längerer Trennung zu tun und zu lassen hat. Sprechen Sie noch einmal mit Ihrem Ver-

lobten. Sagen Sie ihm, daß er Ihnen voll vertrauen kann — wie Sie zu ihm Vertrauen haben müssen. Denn wenn er Ausgang hat, sind Sie ja auch nicht dabei.

Generalmajor Ewald Munschke

... frag' doch mal Deinen Verlobten, wie er seine Freizeit verbringt. Hockt er etwa auch nur auf der Stube und rückt und rührt sich nicht? Für sich nimmt er bestimmt Rechte in Anspruch, die er Dir verweigert.

Soldat Friedhelm Büchner

... wer mit offenen Augen durchs Leben geht, erkennt an jeder Straßenecke, in jedem Hausflur, daß unsere Zeit leider schon großzügig genug ist. Deshalb steht es jungen, verantwortungserfüllten Paaren sehr wohl an, sich ein wenig zurückzuhalten und sich mehr aufeinander zu besinnen. Ich kann nur bedauern, daß es heutzutage nur noch wenig energische junge Männer mit der Konsequenz Ingos gibt. Es müßte sie weit mehr geben, damit nicht durch immer großzügigere Gesten eine allgemeine Sittenlosigkeit der Jugend Platz greifen kann.

Karl-Friedrich Tösslert

... kann man sich in der Tat nur unter der Voraussetzung treu bleiben, daß beide Partner während ihres Getrenntseins jeden gesellschaftlichen Umgang meiden? Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Ich habe das dumpfe Gefühl, liebe Gisela, daß Dich Dein Verlobter am liebsten einsperren würde, wenn's ihm möglich wäre. Er scheint Dir ja nichts zu gönnen, was Dir Spaß macht und Deinem Leben einen Sinn gibt. Doch „was ist der Mensch, wenn seiner Zeit Gewinn, sein höchstes Gut nur Schlaf und Essen ist?" fragte schon Shakespeare und antwortete: „Ein Vieh, nichts weiter!" Hat sich Dein Verlobter das schon einmal überlegt?

Obermaat Helfried König

... ich bin auch verlobt und verstehe mich gut mit meinem Mädchen. Ich glaube, um das Mauerblümchen zu spielen, sind wir allesamt zu jung.

Stabsmatrose Eberhard Roloff

... da mein Verlobter gleichfalls bei der Armee ist und kaum Gelegenheit hat, tanzen zu gehen, betrachte ich es als Selbstverständlichkeit, auch darauf zu verzichten. Später können wir noch genug tanzen. Wir sind ja jung.

Christine Förster

... daß Dir Dein Verlobter verwehrt, allein ins Kino zu gehen, verstehe ich wirklich nicht. Daß er allerdings böse wird, wenn Du allein tanzen gehen willst, verstehe ich voll und ganz. Wir wollen doch ehrlich sein: Allein schon der Grund, weswegen wir Mädchen gern tanzen, ist ein Grund zur berechtigten Eifersucht. Es ist doch nicht nur das Tanzen schlechthin, was uns Spaß macht, sondern vielmehr das „Umworben-Sein". Gerade beim Tanzen verliebt man sich sehr schnell. Dein Ingo ist weit weg, Dein Tänzer dagegen sehr nah. Es ist ein gefährliches Pflaster, auf dem Du bestimmt nicht die erste wärst, die ausrutscht. So, nun will ich Dir noch schnell schreiben, wie ich meine Freizeit gestalte. Erstens gehe ich sehr viel ins Theater und ins Kino. Zweitens, und das ist die Hauptsache, singe ich in einem Chor. Ich habe dort viele Freunde und bin auch außerhalb der Proben oft mit ihnen zusammen. Sicher hast Du auch irgendein Interessengebiet. Schließe Dich doch einem Zirkel oder einer Sportgemeinschaft an! Wenn alle die gleichen Interessen haben, findest Du bestimmt gute Freunde, die Dir die Langeweile vertreiben. Im übrigen bin ich der Ansicht, daß Du alles tun darfst und sollst, was Du vor Dir selbst verantworten kannst.

Heidi Derlig

... es gibt doch tausend Möglichkeiten, wie man — auch ein junges Mädchen! — seine freie Zeit nett, interessant und sinnvoll gestalten kann. Muß es denn immer nur Tanzen sein?

Oberstleutnant Hans Walther

... meistens erreicht man mit Verbotsschildern, wie Dein Verlobter sie setzen möchte, genau das Gegenteil.

Soldat Kurt Braun

Verbotene Früchte schmecken besonders süß. Wer weiß das nicht. Und so bin ich schon deshalb gegen absolute Verbotsschilder. Das Leben ist viel zu schön, viel zu erregend und viel zu ereignisreich, um etwa in Großmütterchens Kämmerlein zu sitzen und Trübsal zu blasen. Der Mensch gehört nun einmal unter Menschen. Die Welt ist kein Kloster, am allerwenigstens der Sozialismus. Getrenntsein heißt nicht unbedingt Alleinsein. Sich treu bleiben, heißt nicht, dem gesellschaftlichen Leben und allen Annehmlichkeiten unseres Daseins zu entsagen und sich von allem, was einem lieb und vertraut geworden ist, zu trennen — dem fröhlichen Beisammensein mit guten Bekannten, der Freude an Sport und Spiel, dem Kunstgenuß in Kino, Konzert oder Theater. Und warum sollte Gisela oder anderen an ihrer Stelle nicht auch ein „Twist in der Nacht" gestattet sein, beispielsweise beim Betriebsvergnügen oder im privaten Kreis guter, alter Freunde? Allerdings: Mit dem Besuch öffentlicher Tanzveranstaltungen ist's in der Tat ein bißchen anders. Heidi Derlig hat bereits gesagt, was es dieserhalb zu sagen gibt. Die große Kunst besteht darin, stets das rechte Maß zu finden — basierend auf gegenseitigem Verständnis und Vertrauen. Man kann und soll und muß sogar darüber sprechen. Hier sollte nichts undiskutabel sein. Bis auf das im Glashaus der bürgerlichen Tugend sittsam auf den wiederkehrenden Partner wartende „Mauerblümchen".

Ihr

Karl-Heinz Freitag

Bomber auf Zielkurs

Von Hauptmann Wladimir Naitschuk

Eben noch lag die angenehme Stille des erwachenden Morgens über dem Flugplatz, dem benachbarten Wald, über den Wiesen und Büschen. Langgezogenes Sirenengeheul hatte sie jedoch so plötzlich aufgescheucht, daß ein schlummerndes Wachtelweibchen verstört emporschreckte, wie blind hin- und herflatterte und sich schließlich verängstigt im Grase verbarg. Und nun donnern bereits die Strahltriebwerke eines modernen Bombenflugzeuges über die Start-und-Landebahn.

Mit jeder Sekunde gewinnt der Bomber an Geschwindigkeit. Rasch gleitet das Betonband unter der Maschine dahin. Oberleutnant Sobko, der Steuermann, beugt sich ein wenig vor, schaltet die Stoppuhr ein und blickt nach rechts. Ein Inselchen blauer Vergißmeinnicht flitzt in Sekundenschnelle vorüber — schimmert auf und entschwindet sogleich. Mit einemmal kommt die Wolkendecke, als wollte sie urplötzlich zur Erde stürzen, auf das Flugzeug zu. Es hat sich von der Piste gelöst und taucht gleich darauf in dem dichten Gewölk unter.

Seltsam, denkt Ilja Sobko, daß diese Vergißmeinnicht sich hier halten. Anläßlich eines Freundschaftstreffens wurden sie von deutschen und sowjetischen Soldaten angepflanzt. Einige Genossen meinten damals zwar, daß das doch keinen Zweck hätte, hier, auf dem Flugplatz, wo selbst das Gras unter dem Feueratem der mächtigen Triebwerke verwelkt. Doch eigenartig, die zarten Blumen wuchsen und gediehen — und aus den paar Stauden, die zu jener Zeit gepflanzt wurden, ist inzwischen ein riesiger blühender Strauß geworden, der immer wieder an die Waffenbrüder erinnert, mit denen die Soldaten der gemeinsam gehaltene Kurs fest und für immer verbindet.

Der Kurs! erinnert sich der Oberleutnant in diesem Moment. Seine Gedanken nehmen eine andere Richtung. Was ist mit dem Kampfkurs?

Eilig löst er sich aus den Gurten des Katapultsitzes und gleitet rasch auf den Arbeitssitz hinüber. Aus der Bewegung heraus sollen sie den „Gegner" angreifen, einen Schlag aus großer Höhe führen, durch die Wolkendecke hindurch. Doch der Zeitpunkt des Schlages und auch das Ziel sind vorerst noch unbekannt.

„Die genauen Angaben erhalten Sie per Funk", hatte der Staffelkommandeur gesagt.

Oberleutnant Sobko schaltet das Funkmeßvisier ein. Er möchte zu arbeiten beginnen — aber die Erde schweigt immer noch. Wenn er nur erst die Zielkoordinaten hätte, die Arbeit drängt doch! Da ist der Kampfkurs zu berechnen, die Daten für den Bombenwurf sind zu bestimmen, das Funkmeßvisier muß genau gerichtet werden ...

Die Erde schweigt. Der Bomber steigt noch immer. Weit liegt schon der Flugplatz hinter ihm. Unverändert umgeben ihn die Wolken als milchig-graue Hülle.

„Steuermann!" vernimmt da Sobko endlich die Stimme Hauptmann Maidibors, des Kommandanten. „Kampfkurs berechnen! Die Angaben sind da. Außerdem eine Warnung vor Abfangjägern!"

Als Ilja Sobko die Daten entgegennimmt, pfeift

Moderne Bombenflugzeuge wie die TU-16 (unser Bild) sind zugleich Raketenträger.

er leise durch die Zähne: Es gilt, den „Gegner" aus Gipfelhöhe bei Höchstgeschwindigkeit zu bombardieren. Eine harte Nuß, die sie da zu knacken haben – und die Vorbereitungszeit ist mittlerweile auch sehr knapp geworden.

Schnell kontrolliert der Steuermann Kurs und Flugzeit; dann beugt er sich über die Karte, bald das Kursdreieck, bald das Navigationslineal zur Hand nehmend. Jetzt kommt es auf größte Genauigkeit an. Nicht der kleinste Fehler darf sich in die Berechnungen einschleichen, wenn alles glatt gehen soll. Doch das ist leichter gesagt als getan. Auch als „alter Routinier" muß man immer wieder aufs neue höllisch aufpassen, denn die Flugbedingungen sind ebenso unterschiedlich wie die Kampfaufträge.

Noch gar nicht lange ist es her, daß die Besatzung Hauptmann Maidibors eine Nuß zu knacken hatte, an der sie sich beinahe die Zähne ausgebissen hätte.

Sie starteten im Verband, zu einem Bombenwurf aus geringer Höhe. Es war diesig, wie in einer Waschküche. Kaum, daß man noch die Spitze der Tragfläche undeutlich erkennen konnte. Es war unter diesen Bedingungen ungeheuer schwer, exakte Berechnungen durchzuführen. Der Steuermann der voranfliegenden Maschine gab schließlich verbindliche Werte durch – und einer dieser Werte war falsch!

Ilja Sobko merkte das auch erst, als sie das Ziel bereits angriffen. Das Flugzeug vor ihm hatte seine Bombe bereits geworfen – zu weit. Nur Sekunden blieben, den Fehler des Vordermannes zu korrigieren. So schnell hatte der Oberleutnant noch nie gerechnet. Der Visierwinkel mußte um eineinhalb Grad verändert werden. Eilige Handgriffe. Jetzt – auslösen! Ob es noch zur rechten Zeit war? Als er dann im Kopfhörer das knappe Wort „Treffer" vernahm, hätte Ilja am liebsten vor Freude einen Kosakentanz aufgeführt. Doch dazu war ja keine Zeit, der Steuermann hatte den Kurs für den Rückflug neu zu berechnen...

Auch jetzt murmelt er wieder halblaut Zahlen vor sich hin, getreu dem von ihm abgewandelten Sprichwort: „Rechnen ist das halbe Leben!"

Ein Blitz fährt plötzlich durch die Kabine, so grell, daß Sobko instinktiv die Augen schließt. Die Sonne! Alles überflutet mit einemmal ihr freundliches, wärmendes Licht, denn die Maschine hat die Wolkendecke durchstoßen. Wie ein gigantisches Meer wogt diese unter dem Flugzeug dahin, bleibt immer mehr zurück, und

(Fortsetzung auf Seite 38)

Schiffe der Vergangenheit

MARTIN KUSTER

Flugzeugträger „Albion", der zu einem Kommandoschiff der britischen Marine umgebaut wurde.

Es mag schon über zwei Jahre her sein, als ein millionenschwerer Amerikaner versuchte, einen Flugzeugträger zu kaufen. Er wolle ihn in ein schwimmendes Hotel verwandeln. Hohe Geschwindigkeit, ein riesiges Deck, Hangars, die ein gutes Hundert Flugzeuge aufnehmen und folglich auch die Möglichkeit bieten, viele Kajüten, Salons, einen Tanzsaal, ein Kino einzurichten — alles das hatte diesem auf der „Höhe seiner Zeit" stehenden Geschäftsmann die Idee eingegeben. An diese Episode erinnerte sich schmunzelnd der Stellvertretende Oberkommandierende der sowjetischen Seekriegsflotte, Flottenadmiral I. S. Issakow, als ein Reporter seine Meinung über die amerikanischen Flugzeugträger wissen wollte.

„Wenn man mich gefragt hätte, ich hätte den Flugzeugträger verkauft. Nach meinem Dafürhalten sind diese riesigen Flugzeugträger, wenn sie gegen einen mächtigen Gegner eingesetzt werden, der über moderne Mittel der Kriegführung verfügt, schwimmende Friedhöfe. Sie sind Schiffe der Vergangenheit, wie die Schlachtschiffe, deren Zeit vorüber ist."

Das Kuriose dieser Situation ergibt sich daraus, daß sowohl Träger als auch Trägerflugzeuge seit dem zweiten Weltkrieg wesentliche Verbesserungen erfahren haben. Bei Neu- und Umbauten stattete man die Flugzeugträger mit einem Schräg- oder Winkeldeck aus, d. h. einem Flugdeck, das in einem Winkel von 7—10 Grad zur Längsachse des Trägers angebracht ist und auf gleicher Ebene mit dem übrigen Deck liegt. Dadurch ergab sich eine beträchtliche Vergrößerung der Start- und Landefläche. An die Stelle der hydraulischen Katapulte traten Dampfkatapulte, die das startende Flugzeug stärker beschleunigen. Während früher ein Flugzeugträger beim Starten der Flugzeuge stets mit hoher Geschwindigkeit gegen den Wind laufen mußte, ermöglichen die Dampfkatapulte ein Starten bei beliebiger Windrichtung.

Nach Zweckbestimmung und Größe unterteilt man die Flugzeugträger in

schwere Flugzeugträger mit 30 000 bis 80 000 ts,
Begleitflugzeugträger mit weniger als 30 000 ts und
U-Boot-Abwehrflugzeugträger mit etwa 10 000 ts.

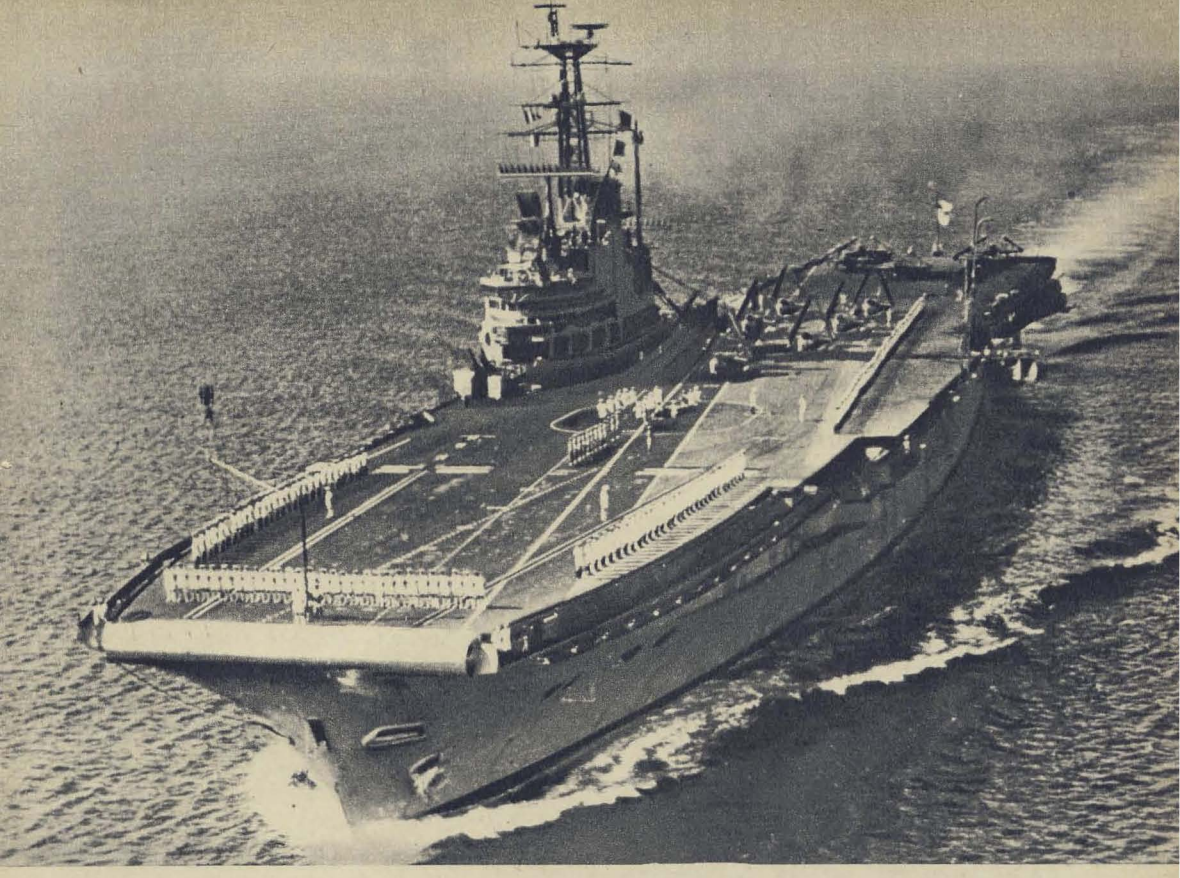
Sehen wir uns am Beispiel der amerikanischen „Forrestal" taktisch-technische Daten eines schweren Flugzeugträgers an.

Das 70 000 ts große Schiff, das eine Besatzung von 3 500 Mann beherbergt, kann eine Geschwindigkeit von über 30 sm/h (55,5 km/h) entwickeln. In den Hangars sind knapp 100 Kampfflugzeuge, Jäger, Beobachtungs- und Transportmaschinen untergebracht. Sie können auf dem 315 m langen Flugdeck starten und landen.

Sein größtes Trägerflugzeug ist die „A3D Skywarrior", ein von zwei Strahltriebwerken angetriebener, mit drei Mann besetzter Bomber. Als Kernwaffenträger stellt er mit einem Aktionsradius von 1700 km und großer Flughöhe den Kern der Trägerflugzeuge dar, die es ermöglichen sollen, nukleare Schläge gegen die Länder des sozialistischen Lagers zu führen.

Speziell zur U-Boot-Abwehr setzt die „Forrestal" Maschinen eines Typs der zweimotorigen „Grumann Tracker" ein, die mit magnetischem Suchgerät, mit Sonarbojen (hydro-akustische Ortungsgeräte), Wasserbomben und zielsuchenden Torpedos ausgerüstet sind.

Bei den Trägerflugzeugen verdrängte das Strahltriebwerk weitgehend den Kolbenmotor. Über 50 Prozent der amerikanischen Trägerflugzeuge sind Düsenmaschinen. Die besonderen Bedingungen, die sich aus ihrer Unterbringung und ihren Starts auf dem Flugzeugträger ergeben, haben jedoch zur Folge, daß sie hinter den Leistungen der Landflugzeuge zurückbleiben. So müssen sie z. B. möglichst kleine Abmessungen haben, um in großer Zahl auf dem Träger untergebracht und in den Flugzeuglifts aus den Hangars reibungslos an Oberdeck gebracht werden zu können. Deshalb werden bei den Trägerflugzeugen die Leitwerke und Tragflächen, ja teilweise sogar der Rumpfbug und



das Rumpfheck abklappbar angebracht, wodurch die Flugstabilität sinkt.

Die hohen Landegeschwindigkeiten der strahlgetriebenen Trägerflugzeuge haben außerdem zu mehr und schwereren Unfällen bei der Landung geführt, als es bei den Flugzeugen mit Kolbenmotor der Fall war. Es sind genügend Fälle bekannt, daß Düsenflugzeuge mit ihren Landehaken keines der auf dem Flugdeck gespannten Bremskabel faßten oder vom Flugdeck abkamen und ins Wasser stürzten.

Die mit schweren Flugzeugträgern gestützten Stoßverbände – der Angriffsverband der seit 1948 im Mittelmeer stationierten 6. US-Flotte besteht gewöhnlich aus drei schweren Flugzeugträgern, zwei Kreuzern und ungefähr 20 Zerstörern – wurden zum Hauptmittel der USA, den Krieg auf andere Kontinente zu verlagern. Aber wurde nicht schon dem USA-Wunschtraum, man könne heute noch einen Krieg entfesseln und dabei das nordamerikanische Territorium aus der atomaren Zerstörung heraushalten, durch die Realität sowjetischer Interkontinental- und Globalraketen ein Ende bereitet? Ebenso versetzten die treffsicheren ballistischen Raketen, die überlegene U-Boot-Waffe und die fliegenden Raketenträger der Sowjetunion den Flugzeugträgerillusionen einen harten Schlag.

Kurz nach dem Ende des zweiten Weltkrieges lief in den Kinos der Vereinigten Staaten und den von ihnen besetzten Ländern ein Propagandafilm vom Einsatz amerikanischer Flugzeugträger im Pazifik. Unter anderem zeigte er, wie sich ein japanischer Flieger mitsamt seiner Maschine auf einen Flugzeugträger stürzte. Die Maschine zerschellte ohne nennenswerte Wirkung auf dem Deck.

Um einen Flugzeugträger zu versenken, bedurfte es schon anderer Mittel. Acht Torpedotreffer oder 10–12 gutplazierte schwere panzerbrechende Fliegerbomben waren dazu erforderlich. Die Wahrscheinlichkeit für ein Schnellboot, mit einer Salve von zwei Torpedos oder für ein U-Boot, mit einer Salve von vier Torpedos auf einem schnellaufenden Ziel einen Treffer anzubringen, betrug unter durchschnittlichen Witterungs- und Kampfbedingungen aber nur 18 Prozent. Die Trefferwahrscheinlichkeit einer 500-kg-Bombe, beim Angriff eines viermotorigen Bombers im Horizontalflug aus 2300 m Höhe auf einen schweren Flugzeugträger, betrug bei den gleichen Bedingungen 3,2 Prozent.

Heute sieht das wesentlich anders aus:

Ein einziger Torpedo mit Kernsprengkopf oder eine nuklear geladene Rakete können unter bestimmten Bedingungen nicht nur den Flugzeugträger, sondern auch seine Sicherungskräfte zerstören. Es genügt, daß eine Kernrakete in einem bestimmten Umkreis niedergeht, um das Ziel zu vernichten.

Darüber hinaus hat sich die Trefferwahrscheinlichkeit der sowjetischen Raketen und zielsuchenden Torpedos beträchtlich erhöht. Sie nähert sich nach dem Urteil des sowjetischen Konteradmirals K. A. Stalbo unter bestimmten Bedingungen dem Wert „1“. ▶

Damit können auch Raketen mit herkömmlichem Sprengkopf den Flugzeugträgern ernste Schäden zufügen.

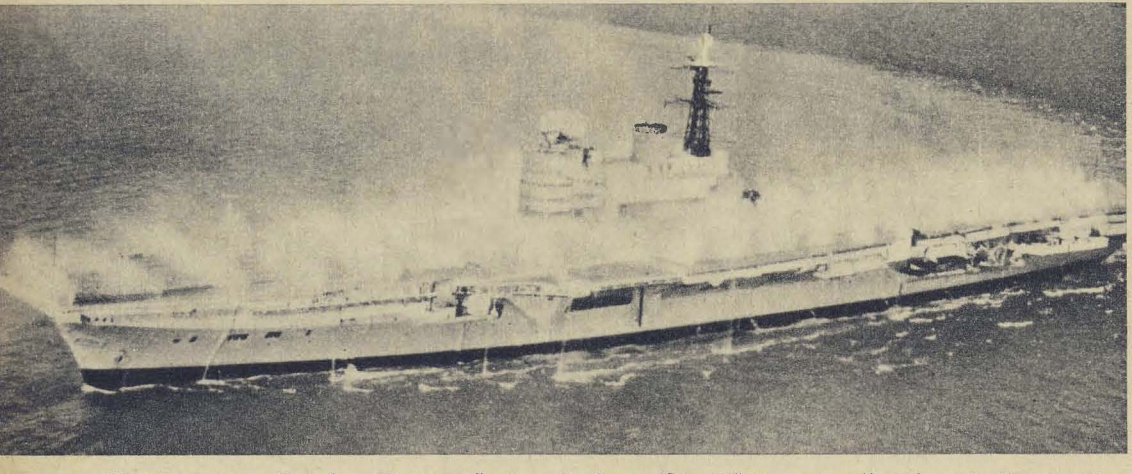
Nun führen die Verteidiger der Flugzeugträger stets als Hauptargument an, daß ein Flugzeugträger mit seiner hohen Geschwindigkeit ein äußerst bewegliches Ziel ist, das schwer auszumachen sei. Zweifellos kann solch ein schwimmender Luftstützpunkt in einer Nacht 300 Seemeilen, das sind rund 550 Kilometer, zurücklegen. Aber bei richtig organisiertem Suchen sind auch diese 300 Seemeilen kein Schutz. Außerdem fährt ein Flugzeugträger, wie schon erwähnt, nie allein, sondern mit Begleitschutz. Und ein Verband ist stets leichter zu finden als ein einzelnes Schiff. Hinzu kommt, daß der Flugzeugträger noch nicht einmal versenkt werden muß. Schon eine Beschädigung seines Flugdecks macht ihn weitestgehend aktionsunfähig.

Das sind die harten Tatsachen, denen sich auch das Pentagon nicht verschließen konnte. Die von ihm 1957 getroffene Anordnung, bisher als Kern von Stoßverbänden verwendete schwere Flugzeugträger in reine U-Boot-Abwehrschiffe umzuwandeln, ist nur ein Beispiel dafür, wie die Überlegenheit der sowjetischen Streitkräfte die USA zwingt, ihre bisherige Flugzeugträger-Konzeption zu überprüfen und zu revidieren. Die aus je einem Flugzeugträger und fünf Zerstörern bestehenden „Task Groups" der US-Navy haben nur noch den einen Auftrag, in einem Krieg Küsten und Flotten der USA und der NATO-Partner vor der starken sowjetischen Unterseebootwaffe zu schützen. Zu diesem Zwecke sind die Flugzeugträger, die Trägerflugzeuge und die Sicherungsschiffe mit modernen technischen Mitteln der U-Boot-Ortung und -Abwehr ausgerüstet worden.

Auf anderen Flugzeugträgern wurden nachträglich Abschußrampen für Fla-Raketen untergebracht.

Jedoch die sowjetischen U-Boote sind durch die große Reichweite ihrer zielsuchenden Waffen nicht gezwungen, mit den Sicherungskräften den Kampf zu beginnen, bevor sie einen Schlag gegen den Flugzeugträger führen. Und solche raketentragenden Flugzeuge, wie sie schon während der Luftparade 1961 in Tuschino gezeigt wurden, können ihre Waffen bereits aus Entfernungen von weit mehr als 100 km vor dem Ziel einsetzen.

Die Feststellung des sowjetischen Admirals Issakow, daß der Kampfwert der Flugzeugträger gefallen ist, daß Flugzeugträger Schiffe der Vergangenheit sind, wurde regierungsamtlich auch durch den USA-Kriegsminister McNamara höchstpersönlich bestätigt. Im Frühjahr 1963 begann McNamara den Neubau von Flugzeugträgern kritisch zu untersuchen. Die US-Marine hatte bis zum 15. Mai einen Bericht vorzulegen, in dem sie die Notwendigkeit des Baues weiterer Flugzeugträger begründen mußte. Er hatte die Frage aufgeworfen, ob die großen Flugzeugträger, die 1962 in Dienst gestellte 85 000 ts große atomgetriebene „Enterprise" eingeschlossen, nicht durch „neue Zerstörertypen mit moderner Luftabwehr und radikal neuen U-Boot-Bekämpfungswaffen" ersetzt werden könnten. Eines der Hauptargumente der Marine gegen diese Bedenken war, daß sich die Flugzeugträger in der Vergangenheit bei den Flottenaufmärschen gegen Syrien, den Libanon, den Kongo, gegen Laos und Kuba als Einschüchterungsmittel bewährt hätten. Sie gestand damit ein, daß diese Schiffe vorwiegend noch als Polizeiknüppel zur Erhaltung der längst überlebten Kolonialpolitik der Imperialisten eingesetzt werden sollen. Aber wie der durch den Druck der Weltöffentlichkeit oft erzwungene Abzug der Flugzeugträgerverbände und besonders das Fehlschlagen der Blockade gegen das sozialistische Kuba beweisen, gehört der uneingeschränkte Erfolg auch dieser Verwendung von Flugzeugträgern schon der Vergangenheit an. Der eingangs erwähnte amerikanische Geschäftsmann sollte deshalb die Hoffnung nicht sinken lassen, doch noch zu seinem schwimmenden Hotel zu kommen.



Waschanlagen sollen den Flugzeugträger nach Kernwaffenschlägen von radioaktiven Stoffen befreien.

Kriminalerzählung von **WOLFGANG MITTMANN**

Es geschah im Nachtexpreß

Ein fahler Schein am nachtdunklen Himmel kündigte bereits die Großstadt und mit ihr das Ende der langen Reise an, als im letzten Waggon ein Fenster geöffnet wurde. Der Oberkörper eines Menschen schob sich in die Nacht, pendelte sekundenlang hin und her und stürzte plötzlich kopfüber aus dem dahinrasenden Zug. Zusammengekrümmt schlug er auf die Böschung, wurde hochgeschleudert, herumgewirbelt, bis er schließlich reglos liegenblieb.

Der Tote lag mit dem Gesicht zur Erde. Kopf und Anzug waren blutbefleckt. „Der Tod trat meiner Meinung nach vor etwa fünf Stunden ein", sagte der Arzt. „Die Ausprägung der Leichenstarre und die vorhandenen Totenflecken lassen jedenfalls darauf schließen. Als Todesursache sehe ich Schädelbasisbruch an. Näheres über das Zustandekommen der Verletzung kann ich Ihnen natürlich erst nach der Obduktion mitteilen."

Schweigend hörte Oberleutnant Wagner zu. Der Anblick des Toten stimmte ihn nachdenklich. War es ein Unfall, Selbstmord oder sogar Mord? Und wenn — wer hatte ein Interesse am Tode dieses Mannes?

Leutnant Becker trat heran. Er beugte sich über den Toten und begann dessen Kleidung zu untersuchen. Kamm, Taschentuch und ein Schlüsselbund waren das magere Ergebnis.

„Der Mann hat ja nicht mal einen Ausweis", knurrte er unzufrieden, „Brieftasche und Geld sind auch nicht zu finden!" Vom Handgelenk des Toten löste er eine stark beschädigte Armbanduhr. Ihre Zeiger waren um zwanzig Uhr fünfzehn stehengeblieben.

„Vermutlich die Todeszeit", sagte Becker und reichte die Uhr seinem Vorgesetzten. Oberleutnant Wagner starrte sinnend auf das Zifferblatt.

„Genosse Bergmann", rief er den Unterleutnant heran. „Sie haben doch immer einen Fahrplan einstecken, sehen Sie mal nach, welcher Zug um zwanzig Uhr fünfzehn hier durchfährt!" „Der Personenzug von Neustrelitz nach Oranienburg!" meldete Bergmann nach wenigen Augenblicken.

„Na bitte, damit ist doch schon etwas anzufangen. Wenn wir hier fertig sind, überprüfen Sie auf allen Bahnhöfen, ob aus dem Zug ein Mann vermißt wird oder ob herrenloses Gepäck aufgefunden wurde!"

Während Oberleutnant Wagner am Montag morgen in seinem Dienstzimmer die ersten Protokolle tippte, graste Unterleutnant Bergmann inzwischen die Bahnhöfe ab. Als er gegen neun Uhr wieder das Zimmer seines Chefs betrat, wußte er folgendes zu berichten:

„Der Personenzug Neustrelitz — Oranienburg verkehrt täglich und durchfährt planmäßig um zwanzig Uhr fünfzehn den Streckenabschnitt, in dem wir den Toten gefunden haben. Gestern abend war der Zug aber zehn Minuten verspätet und durchfuhr den fraglichen Streckenabschnitt laut Zugmeldebuch erst um zwanzig Uhr fünfundzwanzig. Der Tote kann also niemals um zwanzig Uhr fünfzehn aus dem Zug gestürzt sein, wie es uns die Zeiger der Armbanduhr beweisen sollen."

„Sie glauben doch nicht etwa, daß uns jemand auf eine falsche Spur setzen will? Und wenn die Uhr nun rein zufällig zehn Minuten nachging?"

„Das ist unwahrscheinlich", sagte in diesem Augenblick Leutnant Becker von der Tür her. „Es war kein Unfall, sondern Mord! Die Autopsie hat ergeben, daß die Verletzungen am Schädel der Leiche nicht, wie wir ursprünglich annahmen, vom Aufprall des Körpers auf dem Schotter herrühren, sondern durch einen länglichen, stumpfen Gegenstand verursacht wurden. Mit anderen Worten: Der Mann war bereits tot, als er aus dem Zug gestoßen wurde."

Oberleutnant Wagner ließ sich nachdenklich in seinen Schreibtischsessel fallen und forderte den Leutnant mit einer Handbewegung zum Weitersprechen auf.

„Doktor Simon von der Gerichtsmedizin nimmt an, daß es sich bei dem Tatwerkzeug um eine Bierflasche handelt, die dem Toten mehrfach mit voller Wucht auf den Schädel geschmettert wurde. Der Schlag traf ihn unvorbereitet, denn er hatte seine rechte Hand in der Tasche."

„Wer hat Ihnen denn das verraten?" fragte Bergmann erstaunt. Der Leutnant legte ein kleines Stück zerknüllte Pappe auf Wagners Schreibtisch.

„Diese Platzkarte für den Nachtexpreß Rostock — Berlin löste ich aus der verkrampften Hand des

Toten. Gewöhnlich bewahrt man sie in der Jackettasche auf. Sie geriet dem Unbekannten wahrscheinlich zwischen die Finger, als er die Hand aus der Tasche riß, um den überraschenden Angriff abzuwehren.
Der Mörder, der dann die Taschen seines Opfers leerte, um die Identifizierung zu erschweren, übersah die in der Hand des Toten verbliebene Karte. Er stellte die Uhr, schlug mehrmals auf sie ein, bis sie stehengeblieben war, und warf dann die Leiche seines Opfers aus dem fahrenden Zug. Das erklärt übrigens auch, weshalb wir an der Aufschlagstelle des Körpers keine Splitter des Uhrglases gefunden haben."
Oberleutnant Wagner nickte anerkennend.
„Das haben Sie gut gemacht, Becker!" Und nach kurzem Überlegen setzte er hinzu: „Fest steht also, daß der Tote den Nachtexpreß Rostock—Berlin benutzte und im siebenten Wagen auf Platz 36 saß. Diesen Tatort müssen wir unverzüglich finden!"
Eine reichliche Stunde später hatte Unterleutnant Bergmann telefonisch ermittelt, wo der Wagentrain des Nachtexpresses abgestellt war. Die Frauen der Reinigungskolonne kletterten soeben in den letzten Waggon, um ihre Arbeit aufzunehmen, als die beiden Kriminalisten über die Gleise gehetzt kamen.

Das Abteil machte einen völlig normalen Eindruck. Nichts deutete darauf hin, daß vor rund zwölf Stunden in diesem kleinen Raum ein furchtbares Verbrechen begangen wurde.
Unterleutnant Bergmann entnahm der Einsatztasche ein grünes Fläschchen und begann das Rückenpolster der Abteilwand über dem Platz 36 mit einer farblosen Flüssigkeit einzupinseln. Die Benzidinprobe ließ schon nach wenigen Augenblicken ein paar kleine, blaßblaue Flecken in Kopfhöhe auftauchen. Bergmann betrachtete sie kurz durch die Lupe, dann sagte er:
„Ohne Zweifel Blutspritzer, die der Mörder verwischt hat!"
Oberleutnant Wagner nickte und dachte: Beim heutigen Stand der Kriminaltechnik ein aussichtsloses Unterfangen. Blut ist noch nach Jahren nachzuweisen, egal ob es eintrocknete oder abgewaschen wurde.
Nachdem Bergmann den blutbespritzten Teil des Sitzpolsterbezuges gelöst und verpackt hatte, bewaffnete er sich mit zwei Pinseln sowie mit einer Büchse Kupferoxyd und begann, den metallenen Fensterrahmen, das Fensterbrett und den Türgriff mit dem schwärzlichen Pulver einzustäuben. Im Handumdrehen hatte er eine Unmenge von Fingerabdrücken hervorgezaubert, die er fotografierte und auf farbloser Folie abzog. „Ob das viel Zweck haben wird, weiß ich nicht", sagte er skeptisch.
„Warten Sie es ab", antwortete sein Chef. „Ich vermute, daß der Mörder hier drin seine Fingerabdrücke hinterlassen hat, als er beispielsweis das Fenster öffnete und schloß. Er rechnete doch damit, daß wir den Tatort im Neustrelitzer Personenzug suchen würden. Ehe wir dann diesen Wagen gefunden hätten, wären seine Fingerabdrücke längst verwischt worden!"

Zur gleichen Zeit jagte Leutnant Becker mit dem Dienstwagen auf Rostock zu. Gegen fünfzehn Uhr erreichte er die Hafenstadt und parkte wenig später vor dem Rostocker Hauptbahnhof. Er durchquerte die belebte Bahnhofshalle und ließ sich am Platzkartenschalter beim Leiter der Fahrkartenausgabe melden.

„Platzkarten werden im allgemeinen bei uns oder über das Reisebüro auf den Namen des jeweiligen Reisenden vorbestellt", erläuterte der Eisenbahner. „Die Platzkarten müssen spätestens eine halbe Stunde vor Abfahrt des Zuges abgeholt werden, anderenfalls verfällt der Anspruch des Fahrgastes."

Becker ließ sich das Buch mit den Vorbestellungen geben und hatte alsbald festgestellt, daß der Platz 36 von einem Herrn Fred Kaufmann gebucht worden war. Zwei weitere Plätze waren bis Neubrandenburg und ein dritter bis Neustrelitz belegt gewesen. Die restlichen Plätze des Abteils blieben leer, wie ihm der inzwischen herbeigeholte Schaffner des Nachtexpresses versicherte.

Todmüde machte sich Leutnant Becker gegen dreiundzwanzig Uhr auf den Weg ins „Trocadero", einem Nachtkabarett in der Altstadt, in dem Fred Kaufmann, nach Auskünften der Rostocker Volkspolizei, als Artist gearbeitet hatte.

„Ja, das ist doch Kaufmann, Fred Kaufmann!" rief der Objektleiter aus, als ihm Leutnant Becker eine Fotografie des Toten vorlegte.

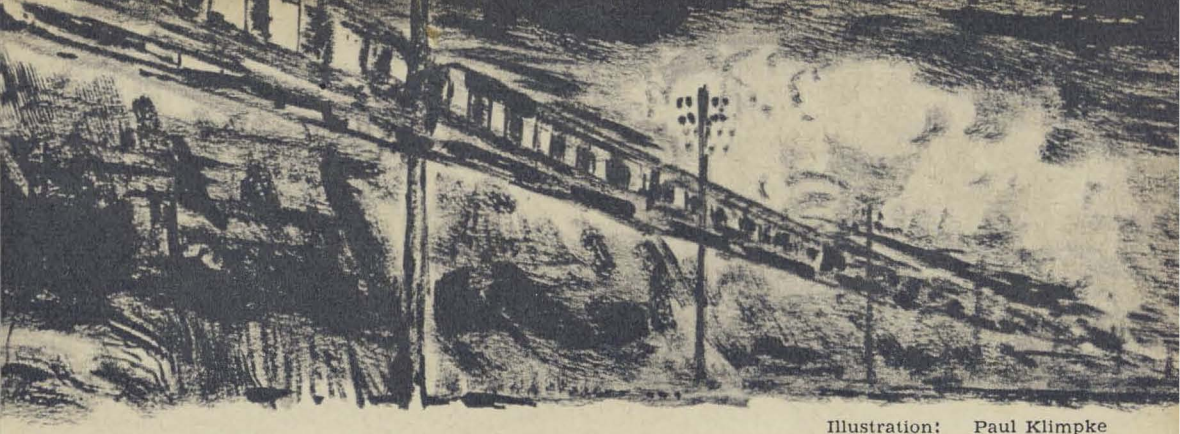


Illustration: Paul Klimpke

„Was ist denn mit Fred geschehen, Herr Leutnant?"

„Kaufmann ist tot. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß er einem Verbrechen zum Opfer fiel."

Der Objektleiter erstarrte.

„Kaufmann ist tot", wiederholte er mechanisch. Nach einigen Sekunden begann er dann zu erzählen:

„Fred und sein Partner Frank Faber arbeiteten gemeinsam als Musicalclowns. Ihre Nummer war große Klasse. Vorgestern ging ihr Engagement bei uns zu Ende. Wir bedauerten es alle sehr, daß die beiden von uns gingen. Beim Publikum und unter den Kollegen waren sie sehr beliebt."

Tags darauf meldete sich Leutnant Becker von seinem Rostocker Ausflug zurück. Mit gerunzelter Stirn nahm Oberleutnant Wagner den Bericht seines Mitarbeiters entgegen.

„Nun wissen wir zwar, wer der Tote ist, aber einen Mörder haben wir noch nicht. Hatte Kaufmann eventuell mit seinem Partner Streit?"

„Darüber ist nichts bekannt. Die Kollegen sagten übereinstimmend aus, daß zwischen beiden ein gutes Einvernehmen bestand."

„Ist es nicht seltsam, daß Faber einen Tag früher abreiste?"

„Ich habe mich auch danach erkundigt. Der Objektleiter des ‚Trocadero' versicherte mir, daß Faber von einer Familienangelegenheit sprach."

„Na schön", schloß Wagner das Gespräch ab, „haben Sie wenigstens Fabers jetzige Anschrift?"

„Ist schon ermittelt, Genosse Oberleutnant."

Am Nachmittag suchten Oberleutnant Wagner und Leutnant Becker den Artisten Frank Faber in einer Berliner Künstlerpension auf. Der kaum Fünfunddreißigjährige erblaßte merklich, als ihm der Tod seines Partners mitgeteilt wurde.

„Was, Fred soll tot sein? Aber das ist doch gar nicht möglich! Ich habe mich schon gewundert, warum er heute nicht zur Probe erschien. Ein Unfall?"

„Ich will offen mit Ihnen reden, Herr Faber", antwortete Wagner. „Wir glauben nicht, daß es ein Unfall war."

„Etwa Selbstmord oder gar Mord?" fragte Faber. Der Oberleutnant zuckte schweigend die Achseln. „Vielleicht. Um das aber genau festzustellen, brauchen wir von Ihnen ein paar Auskünfte. Wir müssen wissen, was Kaufmann für ein Mensch war, wofür er sich interessierte und ob er Feinde hatte."

Faber beruhigte sich allmählich und begann zu erzählen. Seine Angaben deckten sich mit Bekkers Rostocker Ermittlungsergebnissen. Während er sprach, entnahm Oberleutnant Wagner seinem Etui eine Zigarette, reichte es dann mit einem Lächeln der Entschuldigung dem Artisten hinüber. Faber bediente sich, klappte das Etui zu und gab es dankend zurück.

„Wo waren Sie eigentlich vorgestern Nacht?" fragte der Oberleutnant überraschend. „Sie dürfen mich nicht falsch verstehen, Herr Faber, aber wir müssen unsere Untersuchungen nach allen Seiten führen und schließlich sind Sie der einzige, der mit dem Verstorbenen unmittelbaren Kontakt hatte." Faber lächelte einsichtsvoll.

„Ich bin bereits seit Sonnabend nacht in Berlin und hier in der Pension wohnhaft. Die Wirtin kann es Ihnen bestätigen. Seit dieser Zeit habe ich Fred nicht wieder gesehen. Gestern abend unternahm ich einen kleinen Stadtbummel und kehrte in einigen Lokalen ein. Unmöglich, sie noch alle aufzuzählen. Als ich um zwei Uhr morgens nach Hause kam, hatte ich ganz schön einen genascht."

Oberleutnant Wagner bedankte sich für die Auskünfte, und die beiden Kriminalisten verabschiedeten sich. Im Wagen sitzend, zog der Oberleutnant vorsichtig das Etui aus der Tasche, hüllte es sorgfältig in ein sauberes Tuch und übergab es Becker mit der Weisung: „Sofort zur Daktyloskopie!"

Die Nacht hatte sich über die regennasse Stadt gesenkt. Im „Palast-Theater" verbeugte sich der Musicalclown Frank Faber ein letztes Mal vor dem begeisterten Publikum. Seine Solodarbietungen waren gekonnt, als hätte er immer schon ohne Partner gearbeitet. Eine halbe Stunde später trat er mit hochgeschlagenem Mantelkragen aus dem Hintereingang des Varietés. ▶

„Herr Faber?“ fragte plötzlich eine Stimme aus dem Dunkel. Leutnant Becker und Unterleutnant Bergmann traten auf ihn zu. „Folgen Sie uns bitte zur Dienststelle!“

„Was ist das für eine Art, einem nachts ohne Grund auf der Straße aufzulauern, um ihn zur Polizei zu schleppen“, tobte Faber, als er in Wagners Zimmer geführt wurde. „Ich verlange mein Recht, verstehen Sie, mein Recht!“

„Bei uns erhält jeder das Recht, das ihm zusteht. Nehmen Sie Platz!“ antwortete der Oberleutnant, und als er weitersprach, hatte seine Stimme einen kalten Klang. „Herr Faber, Sie werden der Spionage sowie des Mordes an Ihrem Partner Fred Kaufmann beschuldigt!“

Faber fuhr zusammen. Erschrocken starrte er auf den Oberleutnant, schluckte ein paarmal und sagte schließlich mit heiserer Stimme:

„Blödsinn! Was haben Sie sich da bloß ausgedacht?“

Mit unbewegter Miene öffnete Wagner seinen Schreibtisch und zog aus einem Schubfach mehrere Gegenstände, die er auf dem Schreibtisch ausbreitete.

„Dieses reichlich ungewöhnliche Artistengepäck haben wir heute abend im Zimmer Ihrer Pension beschlagnahmt!“

Kalter Schweiß perlte auf Fabers Stirn. Totenbleich stierte er auf die Mikrokamera, das Filmmaterial und ein paar vergrößerte Aufnahmen von Werftanlagen, Verwaltungsgebäuden und Bahnhöfen.

„Und nun zum Mord an Fred Kaufmann“, fuhr Wagner fort. „Sie selbst haben uns erzählt, daß Sie Ihren Partner seit Sonnabend nicht mehr gesehen haben. Das stimmt nicht! Denn nachdem Sie in Berlin angekommen waren, meldeten Sie sich in der Pension an und fuhren Sonntag mittag wieder nach Rostock zurück. Dort hatten Sie für Ihren Partner einen Platz im Nachtexpreß bestellt. Sie wußten also, daß er diesen Zug benutzen würde. Kaufmann war dahintergekommen, daß Sie Ihre Gastspielreisen zur Durchführung Ihrer Spionageaufträge ausnutzten. Er stellte Sie zur Rede, verlangte, daß Sie sich freiwillig der Staatssicherheit stellen sollten, anderenfalls würde er zur Polizei gehen. Getreu der Devise, daß in Ihrer Branche ein Menschenleben nicht viel gilt, räumten Sie Ihren Partner aus dem Wege. Ihr ursprünglicher Plan sah vor, Kaufmann im Gang aufzulauern, ihn niederzuschlagen und aus dem Zug zu stürzen. Dann aber trat für Sie ein besonders günstiger Umstand ein. Ab Neustrelitz saß Kaufmann allein in dem Abteil. Nun konnten Sie ungestört handeln. Sie glaubten, ehe der unbekannte Tote identifiziert werden könnte, wären alle Spuren verwischt.“ Beißender Spott klang aus Wagners Stimme, als er sagte:

„Außerdem hatten Sie ja Ihr ‚Alibi‘. Sie waren in Berlin und konnten demzufolge mit Fred Kaufmann gar nicht zusammen gewesen sein. Doch genau das Gegenteil verrieten uns die Fingerabdrücke, die Sie im letzten Waggon des Nachtexpresses hinterließen!“

Bomber auf Zielkurs

(Fortsetzung von Seite 31)

es scheint, als verlangsame sich dabei ihre gleitende Bewegung.

Doch diese Freude ist nur kurz.

„Halblinks ‚gegnerische‘ Jäger!“ meldet der Bordschütze dem Kommandanten – und fast im gleichen Moment schon steht die Maschine nahezu auf dem Kopf, verschwindet in Richtung der Abfangjäger wieder in den Wolken.

Mögen sie uns hier ruhig suchen, denkt Ilja Sobko und lächelt. Er vertraut dem fliegerischen Können seines Kommandanten, des Flugzeugführers I. Klasse Hauptmann Maidibor, voll und ganz. Der wiederum weiß, daß er sich auf seinen Steuermann, ja, auf seine ganze Besatzung verlassen kann. Und auch der Staffelkommandeur weiß das.

„Also, Jungens“, hatte er damals gesagt, als Oberleutnant Sobko zu Hauptmann Maidibor versetzt wurde, „ab heute fliegt ihr gemeinsam. Der eine von euch beiden ist ein ausgezeichneter Navigator und treffsicherer Bombenschütze, der andere bei jedem Wetter ein vorzüglicher Bomberpilot. Seht zu, daß ihr im sozialistischen Wettbewerb an die Spitze kommt – ihr habt alle Trümpfe in der Hand!“

Die „Jungens“, jeder von ihnen gut einen Kopf größer als der Kommandeur, hatten die Hacken zusammengenommen und nur kurz erwidert: „Zu Befehl, Genosse Major!“ Dann hatten sie sich ohne viel Worte an die Arbeit gemacht. Sie flogen viel, am Tage wie in der Nacht, und erreichten bald eine großartige Geschlossenheit des gesamten Besatzungskollektivs. Über den gemeinsamen Dienst hinaus verband sie eine feste Freundschaft.

Noch ein paarmal manövriert Hauptmann Maidibor mit der Maschine, daß Sobko zu tun hat, mit der Kursberechnung nachzukommen. Eilig gibt er die neuen Werte durch, der Bomber kurvt ein, steigt wieder über die Wolken – die Jäger sind tatsächlich abgehängt, und die Maschine befindet sich wieder auf Zielkurs. Es ist auch höchste Zeit, denn nur noch wenige Flugminuten trennen sie vom Ziel. Oberleutnant Sobko übernimmt jetzt selbst die Führung des Flugzeuges, zielt, korrigiert die Flugrichtung, die Höhe. Mit geöffneten Luken nähert sich die Maschine dem Bombenabwurfpunkt. Deutlich ist das Ziel auf dem Bildschirm des Sichtgerätes zu erkennen – und da entschwindet die tödliche Last auch schon in den Wolken.

Als das Bombenflugzeug eine Weile später zur Landung auf dem heimatlichen Flugplatz ansetzt, lächelt Oberleutnant Sobko noch immer vergnügt. Seitdem ihn von der Erde die Nachricht erreichte, daß auch dieser Wurf ein Treffer war, weicht dieses Lächeln nicht aus seinem Gesicht. Freudig überfliegt sein Blick den gleichsam auf ihn zustürzenden Wald, die Wiesen und Büsche, das blanke Betonband der Start-und-Landebahn – und ein in Sekundenschnelle vorbeiflitzendes Inselchen blühender Vergißmeinnicht.

IST DAS MÖGLICH ?

Ist das möglich (oder schicklich)?:
Er, mit Haube (welche picklich),
er (aus vorigem Jahrhundert)
blinkert Ruth zu (die sich wundert).

Träumt sie, oder trügt der Schein?
Sie klopft an, er sagt: „Herein!“
Allem Anschein nach ein ganzer
Kavalier (obwohl mit Panzer).

Klar, jetzt steigt mit Siegerm
ein Husar aus der Gardine.
Schick in Wichs, mit Rock u
(sind das Tricks hier oder Wi

Unser Mann gleicht als Ulan
G. Philipe in „Der Fanfan“
und beherrscht wie jener sau
Minnedienst und Liebeszaube

Jetzt entschl
Er heißt Ber
und bezaube
im Armeem

ene
d Mütze.
ze?)

Ob auch dieses wieder List ist,
daß er plötzlich Infantrist ist?
(Ruthchen untersucht den flotten
Kopfputz trotzdem gleich nach Motten.)

er
r.

ert sich die Posse:
d und ist Genosse
te die Biene
seum. (Fine)

Helmut Stöhr

AR-COCKTAIL

DURCHSICHT (IG) Ein Jagdflieger verliert bei einem Übungsflug die Orientierung. In seiner Not landet er auf dem Werkflugplatz der „Interflug" in Dresden-Klotzsche. Er schämt sich seines Mißgeschicks. Auf dem Wege zum Dispatcher, von wo aus er seine Dienststelle benachrichtigen will, fragen ihn Neugierige, was er hier will. Die Not wird zur Tugend, und er antwortet: „Ich bringe eine Maschine zur Durchsicht."

LAUT-SPRECHER Gefreiter König hat Vermittlungsdienst. Ein Bekannter aus seiner Einheit bittet ihn telefonisch um eine Auskunft und spricht dabei so laut, daß Gefreiter König den Hörer bald einen halben Meter weghalten muß. „Mensch, Schmidt", antwortet er dann, „brülle doch nicht so! Wo bleibt denn da die Menschlichkeit?"

1 : 0 FÜR KARIN Maat Bohn liegt mit Gipsverband im Krankenrevier. Mit ein paar Leidensgenossen drischt er oft stundenlang Skat. Null — Grand-hand — ... Manchmal geht es recht laut zu, was der Schwester Karin zu bunt wird. Eines Tages fragt sie ihn, wie er sich nach der Entlassung beim Kommandanten zurückmelden will. Verblüfft über diese komische Frage antwortet der Maat: „Natürlich so: nach soundso viel Tagen Revieraufenthalt zurück an Bord." Die Schwester lächelt verschmitzt: „Wäre es nicht richtiger, Sie melden sich vom Skatlehrgang zurück?"

DEUTSCHE SPARSAMKEIT Beim Freundschaftstreffen mit einer Einheit der Sowjetarmee soll Kanonier Berndt auf einer sowjetischen Gitarre spielen. Berndt stimmt die Saiten und spannt eine ab. Viktor, der Eigentümer, springt erschrocken auf: „Was machst du mit meiner Gitarre?" — „Ja, Viktor, wir Deutschen spielen nur auf sechssaitigen Gitarren." — „Ach, ihr müßt auch an allen Ecken und Enden sparen!"

Im Januar auf der Leinwand: VR Polen

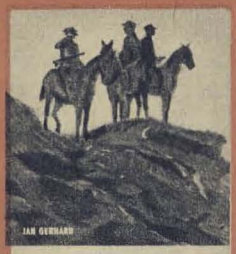
Wo ist der General?

Diese durchaus wichtige Frage ist sozusagen die Kernfrage des gleichnamigen polnischen Lustspielfilms. „Wo ist der General?" – fragen die (un)angesichts ihres Häuptlings aktionsunfähigen Faschisten, die sich in den letzten Kriegswochen in einem verwinkelten polnischen Schlößchen verbarrikadierten. „Wo ist der General?" – erkundigen sich die Soldaten der polnischen Armee, die unter Führung des biederen Feldwebels Panasiuk im Ahnensaal in einer Ritterrüstung eine frischgebürstete Generalsuniform finden.

Und „Wo ist der General?" – raten schließlich auch die Hauptpersonen der Komödie, der polnische Soldat Orzeszko und die Sowjetsoldatin Marusia. Ihnen fiel nämlich der mickrige faschistische General durch eine Geheimtür buchstäblich in die Arme. Doch weil sie schließlich erst die Uniform suchen müssen (denn ein General ohne Uniform ist nur ein halber General), konnte dieser inzwischen türmen. Großes Rätselraten also in turbulenter Handlung und endlich sogar ein gewiß nicht eingeplantes Happy-End: Und das alles nur, weil Feldwebel Panasiuk, von Geburt an abergläubisch, in Orzeszko den „Unglücksraben der Kompanie" sah und ihn zum Teufel schickte. Daß dessen Hölle allerdings im nahen Schlößchen lag und sich als wohlgefüllter Weinkeller erwies, in dem statt des Teufels Großmutter eine scharfzüngige aber liebenswerte Sowjetsoldatin wachte – wer konnte das ahnen?

—rg—

DMV, Berlin 1964, 568 S. 8,90 MDN



Jan Gerhard:

Feuerschein in den Beskiden

Die Kämpfe sind gnadenlos. Aber die Soldaten bekommen den Feind selten zu Gesicht. Sie werden alarmiert durch den Feuerschein in den Beskiden, sie löschen brennende Bauerngehöfte, bestatten die Ermordeten, nehmen voller Wut die Verfolgung auf und — verlieren die Spuren der Banditen in den Wäldern. Das ist ihr Krieg, den sie jetzt noch, nach Beendigung des großen Krieges, führen müssen. Und der Feind, das sind ukrainische Nationalisten unter der Führung des berüchtigten Stefan Bandera, das sind konterrevolutionäre polnische Gruppen, sind deutsche, rumänische und andere SS-Leute, die nicht rechtzeitig den Weg nach dem Westen gefunden hatten und die in den Wäldern untergekrochen waren, ihr Leben so teuer wie möglich verkaufend und wissend: Für sie gibt es kein Erbarmen.

Die erschöpften, schlecht ausgerüsteten polnischen Soldaten sind dieser Taktik nicht gewachsen. Schwerfällig operieren sie im Gelände oder führen ermüdende Märsche durch, um die Moral der unerträglich leidenden Bevölkerung zu heben und zu demonstrieren: Die Armee ist da und schützt euch. Zwischendurch aber brennen die Dörfer, werden ihre Bewohner hingeschlachtet, Eisenbahnzüge gestoppt und geplündert. Patrouillen und sogar Kompanien in Hinterhälte gelockt und zusammengeschossen, nehmen Ruinen und Galgen im Lande zu. Doch dann werden die Banden in die Verteidigung gedrängt. Aber lange wird es noch dauern und viel Blut wird noch fließen, bis die letzten Banditen in ihren Schlupfwinkeln und unterirdischen Bunkern aufgestöbert und unschädlich gemacht werden können.

Der Autor war selbst Teilnehmer der Ereignisse von 1945 bis 1947 im Südostzipfel Polens. Mit wilder Erbitterung wurde gekämpft — die Banditen machten keine Gefangene, die Soldaten selten, und Messer, Äxte und Bajonette waren genauso todbringend wie MPi's. Und wenn es dem Autor auch nicht immer gelungen ist, die Einzelschicksale organisch in das historische Geschehen hineinzuweben, wenn man manches besser motiviert gewünscht hätte, so haben wir doch hier ein Buch, das eindringlich und erregend von einem bislang fast unbekannten Abschnitt der Nachkriegszeit und vom schweren und opferreichen Beginn im Lande unserer polnischen Freunde kündet.

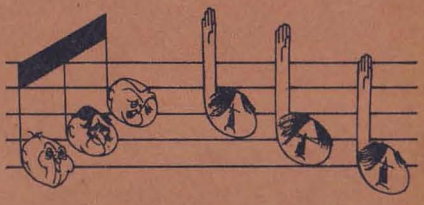
Claus

Der beste Schwimmer der Kompanie.

AR-COCKTAIL

Zum Kotzen?

Was eine Koblenzer Imbißhalle da an neuen Platten für ihre Gäste zusammengestellt hat, ist geschmacklos, ja ist sogar zum Kotzen — meinte eine westdeutsche Militärzeitschrift. Sie erboste sich dabei nicht über die Zusammenstellung von Speisen sondern von Schallplatten in der Musicbox. Hatte doch der Wirt das „Deutschlandlied" mit der Arie „Ich bete an die Macht der Liebe" gekoppelt! Wenn das nicht zum Kotzen ist! Wie



Vignette: Arndt

heißt es doch so schön: „Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt!" Die Maas aber — liegt in Frankreich, die Memel — in der Sowjetunion, die Etsch — in Italien und der Belt — bei Dänemark! Daß die Imbißhallengäste mit einer Braten- oder Gemüseplatte auch diesen Hauptrevanchistenschlager schlucken — das schmeckt uns sehr. Aber dazu dieses „Ich bete an die Macht der Liebe"? An die Macht der Waffen muß man beten, wenn man Maas, Memel, Etsch und Belt schlucken will. Ja, wenn der Wirt Braten- und Deutschlandliedplatte mit der Platte „Auf in den Kampf Torero" gekoppelt hätte ... So mochten die Redakteure besagter Zeitschrift gedacht haben. Uns verbleibt nur zu sagen: Sie haben eben, was das Deutschlandlied anbelangt, die Rechnung ohne den Wirt gemacht. — *th*

OBERFELDWEBEL DIETER NEUENDORF

Geboren: 7. Juli 1940. Klub: ASK Vorwärts Brotterode. Größte Erfolge: Sieger der Olympiaausscheidungen 1964, Fünfter des olympischen Skispringens in Innsbruck 1964 auf der kleinen Schanze, Achter auf der „Großen". Gewicht: 70 kg. Größe: 1,72 m.

Vor einem Jahr noch sprach man kaum von ihm. Dann stand er urplötzlich im Mittelpunkt des Wintersportinteresses – er hatte in eindrucksvoller Manier die Ausscheidungskonkurrenten vor den Innsbrucker Spielen bezwungen. Zuschauer und vor allem die Journalisten bestürmten ihn immer wieder, was ihm gar nicht recht war. „Wenn ich ganz ehrlich sein soll", gestand er einmal, „das viele Drumherum um meine ersten Plätze gefällt mir nicht." Und einer hübschen Blondine, die ihn in Garmisch zu einem Barbesuch am Abend einlud, gab er zu verstehen, daß er „zur Zeit andere Sorgen" habe. Viele halten ihn für verschlossen und unzugänglich. Daß er das aber nur äußerlich und Fremden gegenüber ist, können seine Freunde und Brotteroder Genossen bestätigen. Denn zu Hause ist er ausgelassen wie alle anderen jungen Männer und macht so manchen Spaß mit. Hat er abends etwas Zeit, greift er nach seiner Gitarre, die über dem Bett hängt. Gibt es für ihn ein dienstfreies Wochenende, so kann man ihn in den Wäldern spazieren gehen sehen, oftmals mit dem Fotoapparat über der Schulter. Das Skilaufen lehrte ihn sein Vater in Ruhla, der in seinem Leben mehr als 2200mal den Inselsberg erklomm. Als Achtjähriger verlor er seinen ersten Wettkampf, weil er in einem Gestrüpp hängenblieb. Dann reizte ihn der Sprunglauf, auch als er Nordisch-Kombinierter wurde, und 1963 erst trat er ins Lager der Skipiloten über. KW

Waffenbrüder-Magazin

Wir gratulieren zum 20. Jahrestag der Vietnamesischen Volksarmee am 21. Dezember sowie zum Tag der Jugoslawischen Volksarmee am 22. Dezember und übermitteln den Genossen unseren

Ein Kampfgefährte Ernst Thälmanns, der Arbeiterveteran Genosse Banke, berichtete umlängst in einer sowjetischen Fliegereinheit über Kämpfe der deutschen Arbeiterklasse unter der Führung Ernst Thälmanns. Die Soldaten dankten durch Interesse und Beifall. Sie schenkten ihrem deutschen Gast u. a. ein Fotoalbum über die Sowjetunion.

Das Wrack eines deutschen U-Bootes wurde in der Bucht von Gdansk aus einer Tiefe von 35 Metern geborgen. An einer für den Schiffsverkehr ungefährlicheren Stelle wieder versenkt, soll es in Teile gesprengt und danach durch einen schwimmenden Kran erneut an die Oberfläche gebracht werden. Ein weiteres Wrack in der Gdansker Bucht soll im kommenden Jahr aus 60 Metern Tiefe gehoben werden.

VS-1-VAAZ heißt ein von tschechoslowakischen Armeeangehörigen entwickeltes Unterrichtsgerät, mit dem z. B. Folgen bestimmter Operationen beim Bedienen verschiedener Kampftechnik nachgebildet werden können. Bei entsprechendem Programm lassen sich sogar mathematische und operativ-taktische Aufgaben lösen.

Was ißt Soldat Jiři?
PALATSCHINKEN.

In Schmalz dünne Eierkuchen backen. Aus Quark, Eigelb, Zucker, saurer Milch, Mehl, Rosinen und steif geschlagenem Eiweiß eine Füllung bereiten. Die Hälfte davon in die Eierkuchen einrollen. Anschließend die Palatschinken in eine feuerfeste Schüssel legen, mit dem Rest der Füllung bedecken und in der Röhre backen, bis sie goldbraun sind.

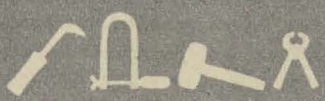
FACHBUCHEREI

Die Serie der Handbücher für die einzelnen Waffengattungen und Dienste ist um ein neues Buch bereichert worden. Der Deutsche Militärverlag brachte als Arbeit eines Kollektivs von erfahrenen Offizieren das „Handbuch für waffentechnische Unteroffiziere" heraus. Es ist ein Nachschlagewerk für alle Angehörigen der bewaffneten Organe, die mit technischen Kampfmitteln zu tun haben. Somit ist es nicht nur schlechthin ein Hilfsmittel für die Spezialisten auf dem Gebiet der Untersuchung, Pflege und Instandsetzung der Waffen, Geräte und Munition, sondern ein Mittel der Fortbildung auch für den nicht unmittelbar im waffentechnischen Dienst stehenden Soldaten.

Die Skala der behandelten Waffenarten reicht von den Artilleriesystemen, Fliegerabwehr- und Panzerwaffen über die einzelnen Schützenwaffen bis zu den Munitionsarten und den Richt-, Beobachtungs- und Meßgeräten. Eine bunte Palette fundierter Hinweise in den jeweiligen Einsatzbereichen, Detailfragen sowie spezielle Arbeiten findet der interessierte Leser. Tabellen und technische Angaben vervollständigen die einzelnen Kapitel.

Was besonders wohltuend auffällt ist die Tatsache, daß es die Autoren vermieden, Vorschriften, Instruktionen oder Anordnungen zu wiederholen bzw. zu kopieren. Vielmehr sind in leicht verständlicher und übersichtlicher Form die Problemkreise erfaßt worden, mit denen das waffentechnische Personal (und in bestimmtem Maße auch der einzelne Soldat) täglich in Berührung kommen. Nichts könnte die Vorschriften besser ergänzen als gerade ein solch inhaltsreiches Nachschlagewerk.

Autorenkollektiv, „Handbuch für waffentechnische Unteroffiziere", DMV Berlin 1964, EVP 13,80 MDN.



Kybernetische Modelle (II)

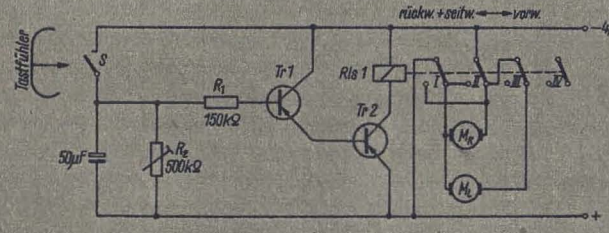
Das einfachste Organ einer kybernetischen Schildkröte ist das Tastorgan. Der Tastfühler ist am Modell vorn federnd befestigt. Er bildet praktisch einen Schalter. Stößt der Tastfühler an ein Hindernis, so wird durch seine Bewegung der Schaltkontakt S geschlossen und löst nun einen Bewegungsvorgang der Schildkröte aus, damit sie am Hindernis vorbeifahren kann. Das ist bei einem Fahrwerk, bei dem jede Raupenkette getrennt von einem Motor angetrieben wird, ziemlich einfach. Es muß nur ein Motar abgeschaltet werden und der andere auf Rückwärtsfahrt gestellt werden. Dann bewegt sich die Schildkröte rückwärts in einem Kreisbogen. Unser Bild zeigt dafür die elektronische Schaltung.

Die Relaiskontakte I bis IV haben im stromlosen Zustand des Relais beide Motoren an die Betriebsspannung gelegt. Die Schildkröte bewegt sich dabei vorwärts. Wird durch ein Hindernis über den Tastfühler der Schalterkontakt S geschlossen, so wird der Elko 50/μF auf 4,5 Volt aufgeladen, und die Transistoren werden leitend. Das Relais zieht an, wobei die Kontakte einen Motor abschalten (M_L) und einen auf Rückwärtsgang umpolen (M_R). Da sich die Schildkröte vom Hindernis fortbewegt, öffnet sich der Schaltkontakt S sofort. Aber durch den aufgeladenen Elko wird die Rückwärtsfahrt beibehalten, bis der Elko durch den Widerstand R_2 auf einen Mindestwert entladen ist. Durch Verändern des Widerstandswertes von R_2 kann man die Dauer der Rückwärtsfahrt regeln.

Meist genügt ein Viertelbogen, der rückwärts durchfahren wird, damit die Schildkröte am Hindernis vorbeikommt. Nach der Entladung des Elkos schaltet das Relais die Motoren wieder auf Vorwärtsfahrt um.

Tr 1 = OC 816; Tr 2 = OC 825; Rls 1 = Kleinrelais 80 bis 150 Ohm bei 4,5 V.

Ing. Schubert



Schaltung des Tastorganes der kybernetischen Schildkröte

„Weshalb sind Ihre Schuhe nicht geputzt?"

Soldatenhumor aus „Sowjetski woin", „Néphadsereg" und „Zolnierz Polski"

SO NICHT,

S-hausen, den 25.9.1964

Liebe Genossen des Soldatenmagazins !

Ich bin mir ja nicht im klaren, ob Ihr Euch traut, das abzudrukken, was ich Euch zu berichten habe. Jedenfalls, es ist ein ganz dicker Hund, der hier in meiner Dienststelle passiert ist, und ich meine, alle Leser sollen das wissen.

Schaut Euch nur erst mal die Fotos an, da werdet Ihr gleich sagen: Diesen losen Vogel an der Eskaladierwand und in Generalsuniform, den kennen wir doch. Ja, Ihr habt recht, liebe Genossen, das ist der Faxenmacher Herricht aus Berlin, von dem Ihr bestimmt eine gute Meinung habt. Bis jetzt, sage ich Euch, bis jetzt, denn wenn Ihr hört, was der sich hier in meiner Dienststelle für ein Ding erlaubt hat, so werdet auch Ihr sagen: So nicht, Genosse Herricht!

Ja, liebe Genossen, Fakt ist, der Herricht wurde als Reservist ge-

GENOSSE HERRICHT!

zogen, und da hätte man wohl auch von ihm erwarten können, daß er sein Bestes gibt. Aber im Gegenteil: Bevor er überhaupt hier eintraf, soll's schon Scherereien mit ihm gegeben haben. Anstatt sich nämlich beim Wehrkreiskommando einzufinden, verduftete er mit seiner Verlobten an die Ostsee, um sich auf einem Standesamt verheiraten zu lassen. Typische Künstlerallüren! Natürlich haben sich das unsere staatlichen Organe nicht bieten lassen. Aber: Obwohl sie noch Geduld aufbrachten, ihn erst mal in Ruhe ja sagen zu lassen, markierte er, als er anschließend von zwei Volkspolizisten zwangszugeführt wurde, den Dummen, "der von alledem nichts weiß".

Und jetzt hier in unserer Kaserne: Alles spricht nur von Herricht, doch leider nichts Gutes. Dabei geben sich die Vorgesetzten und seine Stubengenossen die redlichste Mühe, damit er (vielleicht das er-

ste Mal in seinem Leben) was Ernsthaftes lernt. Niemand nahm ihm übel, daß es mit seinem Bettenbau nicht auf Anhieb klappte. Aber ehe er überhaupt rauskommt aus den Federn (als hätte er die Flitterwochen schon hinter sich)! Was er beim Schießen bisher geleistet hat, (du liebe Kampfkraft!) das möchte ich besser nicht verraten (er schießt zwar nach der Schießvorschrift, doch leider nicht nach der Scheibe). Sagen aber muß man eines (damit alle Leser wissen, was für ein durchtriebenes Kerlchen sich hinter dieser Unschuldsmiene verbirgt): Der Reservist Herricht hat in der vorigen Woche aufs Gröblichste gegen die Disziplin verstoßen und auch das Ansehen unseres sonst guten Truppenteils in der Öffentlichkeit aufs Schwerste geschädigt, indem er in der Kleiderkammer eine Generalsuniform klaute, unerlaubt das Objekt verließ und sich unter Mißbrauch der Epauletten einige Flitterstunden bei einer im hiesigen Hotel wohnenden Dame erschleichen wollte.

Und sein Kompaniechef, Genossen. Es ist nicht zu glauben! Auch er hatte auf die Dame ein Auge geworfen. Doch wenn zwei zu gleicher Zeit was im Schilde führen, dann gehts ja meistens nicht. Trotzdem haben sie, wie sich herausstellt, unter einer Decke gesteckt, denn der Kompaniechef hat seinen "General" in einem Koffer ins Objekt zurückgeschmuggelt.
Wir aber waren wachsam, Genossen, und so wird's jetzt ein schlimmes Ende mit ihm nehmen. Natürlich, liebe Genossen, wird mein Brief Euch sehr erschüttern, war dieser Herricht doch einer unserer Besten (Spaßmacher). Doch wer's so treibt, für den gibts nichts zu lachen. Daß wir ansonsten eine dufte Truppe sind, dürft Ihr mir glauben. Von drei meiner Kumpels schicke ich Euch ein Foto mit. Sie sind (man siehts doch gleich) der Stolz der Garnison.

Nichts für ungut, und druckts mal schön, denn jeder soll sich seinen Vers darauf machen.

Euer Reserve-Leser Waldemar Seiffert

Lieber Reserveleser W. Seiffert!

Natürlich drucken wir Kritisches aller Art und so auch Ihren Brief. Sie haben recht, was sich Herr Herricht da erlaubt, das ist der dickste aller Hunde, und alle Leser sollen's wissen. Nur heißt der Mann nicht Herricht sondern Horricht. Auch kann man eigentlich nicht sagen, der Horricht tät's nach eigenem Ermessen. Vielmehr ist der Reserveoberleutnant Rudi Strahl dafür verantwortlich zu machen. Der hat sich's ausgedacht und dem Herrn Herricht/Horricht auf den Leib geschrieben, was man ein Filmszenarium nennt.

Auch ist das Ganze keine NVA-Tragödie, dieweil Genosse Rudi Strahl als Eulenspiegel-Autor und auch so von Herzen lieber lachen tut. Womit bewiesen ist, daß das, was Sie gesehen, im Grunde doch ganz anders sich verhält und nichts vom künftigen DEFA-Streifen durch Ihren Brief verraten wär.

Doch nichts für ungut, lieber Freund, trotz allem Drum und Dran, Rolf Herricht war und ist auch heute für uns ein ehrenwerter Mann.

Die Redaktion

PS. Lesermeinungen, wonach Herrn Rolf Herricht die Mitarbeit am DEFA-Film „Der Reserveheld" als Reservedienst anerkannt worden sei, konnten uns von zuständiger Stelle nicht bestätigt werden.

A. SISONENKO

Der gefangene Musiker

Sie liegen hinter dem Granitbogen der Eisenbahnbrücke, sandgelb. Noch schweigen die Maschinengewehre, die Soldaten der feindlichen Armeen vergraben sich beiderseits des Dammes in die Erde und die schweren Geschütze rollen eilfertig, an den Schlaglöchern lustig aufspringend, hinter den Zugmaschinen her, als ob sie befürchten, zu spät zum Fest zu kommen. Die Kanonen sind bei der Offensive immer lustig und leicht, beim Rückzug aber schwer und mürrisch. Die sowjetischen Artilleristen sagen, daß sie ihre Geschütze von der Grenze bis nach Stalingrad wie auf Golgatha geschleppt haben, von Stalingrad bis Berlin rollten sie fast allein.

Von der Oder bis zu den Seelower Höhen bewegen sich die in Rauch gehüllten Panzer, mächtig und drohend knurrend, zwischen ihnen schimmern weiß die Minenwerfer – Katjuschas. Die Verfolgungsarmee in Stahlhelmen mit Maschinenpistolen, gedrängt auf den Wagen sitzend, eilt dahin.

Und wir, Kundschafter des Mütterchens Infanterie, schreiten in Richtung jener fernen Anhöhen. Wir werden von den vorüberziehenden LKW bestaubt, von den erhitzten Panzern angehaucht. Wir aber gehen den Seelower Höhen. Frühlingswinden und blühenden Gärten entgegen und lächeln das alles an, die Maschinenpistolen fest in den Händen haltend.

Die Gärten. In jenem Frühling waren sie in dem zu Boden geworfenen Deutschland in voller Pracht. Wenn jemand sagen wird: „Nein, so und so war es", dann ist dieser Mensch mit dem Auto oder im Panzer gefahren, hat den Staub und die Kilometer geschluckt, aber die blühenden Gärten nicht gesehen. Wir aber haben sie gesehen!

Wir brauchten keinen Asphalt und auch keine Autobahn! Wir sind geradewegs durch Felder, Wälder und Gärten gegangen. Während die motorisierten Kolonnen auf den Autobahnen vorstießen, sollten wir die Gehöfte, Wäldchen, Gärten, jeden Hügel und jedes Tal auskundschaften. Wir haben herumgesucht, sind in fremde verlassene Schlafzimmer eingedrungen, ängstigten uns vor der eigenen Abbildung in prächtigen Spiegeln und waren bereit, mit Maschinenpistolen in sie zu schießen, weil wir uns nicht wieder erkannt haben. Wir waren damals achtzehn, zwanzig Jahre alt, aber nach den unausgesetzten Vormärschen und Kämpfen sahen wir viel älter und härter aus, als wir es in Wirklichkeit waren. Und zweiundsiebzig Kilometer von der Oder bis Berlin zu trippeln, war auch nicht ganz leicht.

Die Seelower Höhen waren von überall und für jeden sichtbar. Die Stäbe, die Generäle, die Soldaten in den Schützengräben, die Panzermänner durch die Turmluken und wir, die wir durch die blühenden Gärten huschten – alle konnten sie sehen. Sogar, nachdem wir in eine kleine mit Bruchziegelsteinen, Dachziegeln und Glasscherben verunreinigte Ortschaft kamen, haben wir die gelben Ausläufer gesehen. Sie haben uns beunruhigt, fesselten unsere Blicke und Gedanken an sich: wir werden die Seelower Höhen nehmen müssen.

Unterdessen aber setzten wir uns in die wohltuende Sonne, rauchten und genossen die Ruhepause.

Die Ortschaft wird von Panzern, Autos, vom Getöse der Motoren auf der Erde und am Himmel erfüllt.

In unserer Nähe bleibt ein Panzer stehen. Nur Rauch und Staub schweben noch lange über ihm. Die Turmluke wird geöffnet. Langsam steigt ein verschwitzter, staubbedeckter General heraus. Er stellt sich auf den Panzer, in den zornigen Augen eine Drohung gegen die fernen Anhöhen, die großen Häuser und auch uns. Mit einer leichten, trainierten Bewegung springt er auf die Erde herunter und ohne sich an jemanden zu wenden sagt er:

„Ruft ‚Dnjepr'! Verbindet mich mit dem ‚ersten'!" Während der General raucht, neben dem Panzer promenierend, wird immer jemand gerufen, jemand wird gebeten und schließlich reicht man dem General das flache, runde Mikrophon, auf den Panzer stellt man die kleine schwere Funkstation.

„Der ‚erste' hört zu", sagt jemand im Apparat ruhig und müde, „tragen Sie vor!"

„Ich habe den Raum der Seelower Höhen erreicht. Ich werde den Leuten zu essen geben und südwärts gehen."

„Sie werden nirgendwohin gehen." Noch ruhiger spricht es aus dem Hörer. „Die Leute sollen ausruhen und sich auf den Sturm vorbereiten. Haben Sie Verluste?"

Der General preßt die Lippen zusammen und wird noch mürrischer.

„Der Erkundungszug des Majors Anikanow ist verloren."

„Der ganze Zug? Alle drei Panzer? Und die Besatzung?"

„Ja, alle. Sie wurden von den Panzerfaustschützen bei der Höhe ‚300' verbrannt. Ich muß die Anhöhe heute noch nehmen. Erlauben Sie mir, sie von Süden zu umgehen."

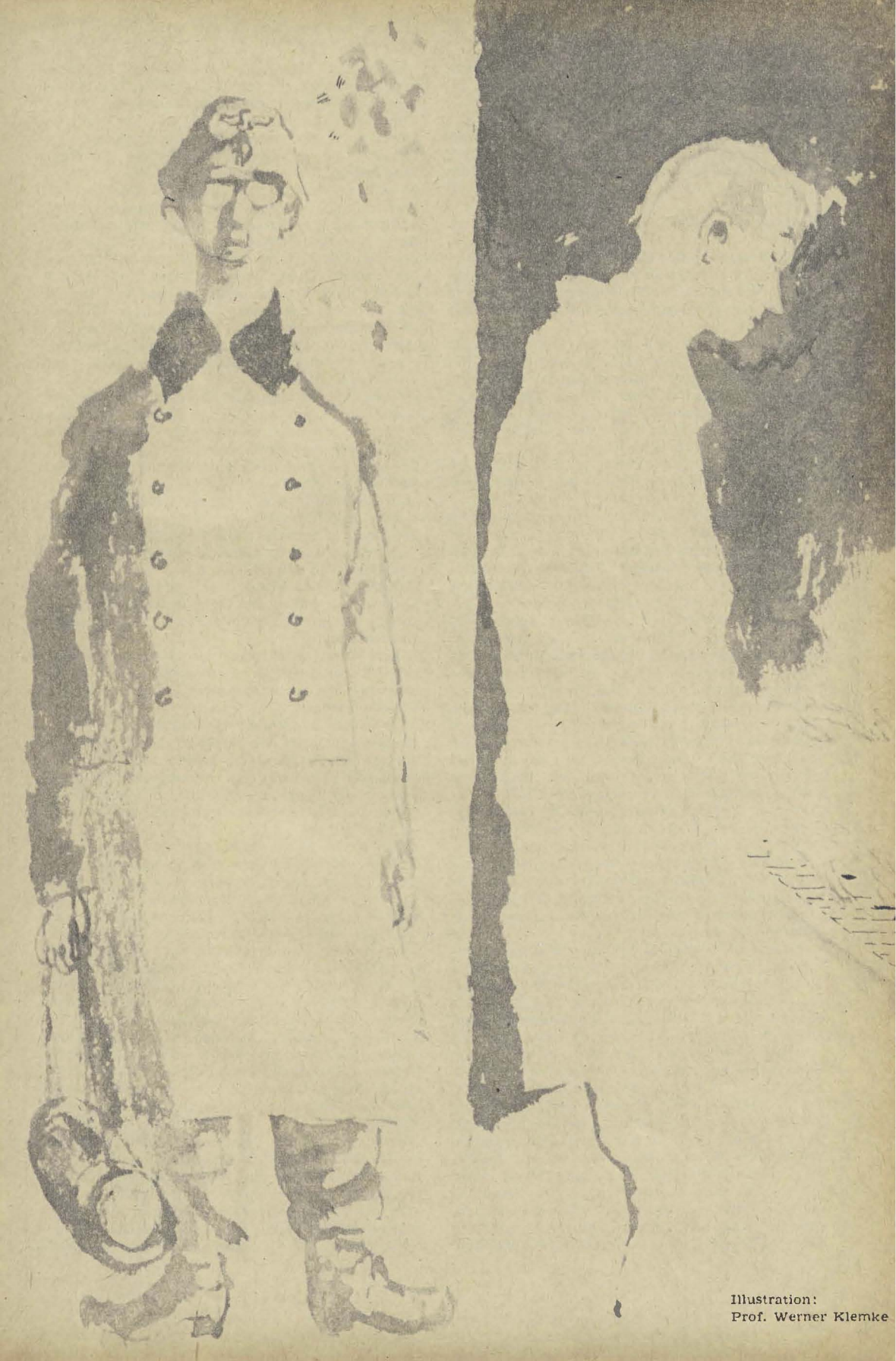


Illustration:
Prof. Werner Klemke

„Ruht euch aus und bereitet euch zum Sturm vor", spricht dieselbe ruhige Stimme.
„Es ist alles klar, aber . . ."
„Kein ‚aber', erfüllen Sie den Befehl!"
Der General legt langsam das Mikrophon auf den Panzer. Hinter dem Panzer kommt ein junger Major hervor, welcher das Gespräch des Generals abgewartet hat und nimmt stramme Haltung an.
„Genosse General! Bitte, Sie sprechen zu dürfen!"
„Na?" dreht sich der General zu ihm.
„Unter den Panzerfaustschützen vom Volkssturm, welche wir gefangengenommen haben, befindet sich ein berühmter Pianist. So einer mit einer Brille."
„Sie sagen: mit Brille?" sagt der General, indem er die spitz zulaufenden Dächer betrachtet. „Und was ist dabei? Unter unseren jungen Tankisten, die heute verbrannt sind, wissen Sie, wieviel berühmte Pianisten, Meister und Gelehrte waren? Wissen Sie es nicht? Ich aber weiß das. Es waren solche Burschen!"
Der General faßte sich mit beiden Händen an den Kopf, als fühle er irgendeinen körperlichen Schmerz.
„Sie haben drei Panzer verbrannt, unsere beste Vorhut, die von Anfang an im Feldzug war. Wer wird sie mir zurückgeben? Mir und ihren Familien? Ihren Müttern? Vielleicht Sie?" Der General blickte böse auf den Major. „Oder vielleicht dieser, ihr Pianist mit der Brille?"
„Er ist erst vorgestern aus Berlin gekommen! Man hat ihm den Soldatenmantel auf Grund der totalen Mobilmachung übergeworfen und ihn an die Front gejagt. Er kann nicht mal ein Gewehr halten, geschweige denn eine Panzerfaust."
„Aber meine Jungen konnten alles! Sie haben Kantenmirowka den Totenkopfleuten Heinrich Himmlers vor der Nase weggenommen. Sie kämpften am Kursker Bogen, ich habe mich auf sie wie auf mich selbst verlassen. Und heute sind sie nicht mehr. Verstehen Sie das?"
„Das hat er nicht getan", sagte der Major und wies mit dem Kopf hinüber, „sehen Sie ihn sich an und Sie werden alles verstehen."
„Donnerwetter! Ich muß mich doch sehr wundern!" Der General wurde zornrot. „Was für eine Brautschau vor den Seelower Höhen!"
„Er ist Professor des Berliner Konservatoriums! Schauen Sie ihn sich an."
Der General schwieg lange, knetete seine Handschuhe, in welchen er ununterbrochen vier Jahre lang die Panzer geführt hat. Aber in dem kleinen Wäldchen rief der Kuckuck, und der junge Kirschbaum auf dem Hof streute seine weißen, duftenden Blütenblätterchen auf die Erde. Es war warm und still in der Welt. „Gut! Führen Sie ihn herbei", sagte der General und wandte sich ab, um eine Zigarette anzuzünden.
Der Gefangene steht inmitten des Hofes. Verkörperung der Hilflosigkeit und Unsicherheit, schonungslose, von den rauhen Pinselstrichen des Krieges gemalte Karikatur auf die Intelligenz. Der lange Hals ragt jammervoll dünn hervor aus dem harten Kragen des Soldatenmantels, den er sogar an diesem warmen, schönen Tag des April abzulegen fürchtet. Diesen Mantel haben ihm die ‚Kammerbullen' und Spieße angezogen, vor denen er mehr Angst hatte als vor dem Tode selbst. Die Mütze mit dem langen Tuchschirm, welche die Soldaten der Hitlerarmee trugen, ist ihm auf die Ohren gerutscht, drückt sie nach unten und hält sich sichtbar auf der Brille mit der goldenen Einfassung. Die langen, dünnen, weißen Arme hängen an dem Körper herunter. Das Gesicht ist auch weiß und blaß. Der General, sich zu ihm umdrehend, wendet seinen Blick auf die dünnen Beine in den Gamaschen und enorm großen, braunen Schuhen. Die beschlagenen, stabilen, für die weiten Wege nach Rußland und Afrika angefertigten Schuhe gelangten nur von Berlin bis zu den Seelower Höhen, diese Schuhe an den schwachen Beinen des Berliner Pianisten.
„Hm, der Krieg", sagt der General gutmütig.
„Nein", schüttelt der Deutsche den Kopf, „ich kein Krieg! Musik."
„Musik, Musik", brummt der General zwischen den Zähnen, „wo ist hier ein Piano? Na, dann los", wendet er sich an uns, und wir laufen wie Mäuse nach den Zimmern.
Die Offiziere in den seidenen Kittelhosen stehen daneben und hören zu.
„Ein Berliner Pianist", sagt der General, „Gleich werden wir hören wie er spielt." Er sieht nach der Uhr. „Was machen die Leute?"
„Sie waschen sich, Genosse Generalleutnant!" sagt einer von den Offizieren.
„Waschen sich?" wundert sich der General.
„Jawohl! Sie haben den Oberkörper freigemacht und gießen einander volle Eimer Wasser über den Rücken!"
„Es ist sehr warm", sagt der General. „Mögen sie sich waschen. Es wird noch wärmer." Er betrachtet die schlummernden Löwen ähnlichen Seelower Höhen.
Im Nachbarhaus finden wir einen Flügel.
„Gehen wir", sagt der Major zu dem Deutschen. Dieser bückt sich, hebt seinen mit Kalbsfell bezogenen Tornister auf, nimmt ihn auf den Rücken, dann legt er den Gürtel mit der Blechbüchse für die Gasmaske und den Schanzspaten im Überzug um.
„Hier ist es nicht weit", sagt der Major. „Sie brauchen Ihre Sachen nicht mitzunehmen."
„Nein, nein", schüttelt der Deutsche mit dem Kopf und schaut sich kurzsichtig um, ob er nichts vergessen hat. Nur als er sich überzeugt hat, daß seine ganze Ausrüstung bei ihm ist, geht er hinter dem Major her, teilnahmslos gegenüber uns, der Sonne und der Umgebung. Als er aber über die Schwelle des Zimmers tritt und den Flügel sieht, vergißt er seine soldatischen Habseligkeiten, schmeißt sie in die Mitte des Zimmers. Mit den schweren Tritten seiner beschlagenen Schuhe stürzt er zu dem Flügel, öffnet den Vorderdeckel, bückt sich, kneift die kurzsichtigen Augen zusammen und hebt das Gesicht hoch. Es strahlt wie bei einem Kinde.
„Bechstein", sagt er, den Finger hochhebend und lautlos über die Tasten gleitend.
Er kommt zur Seite und hebt mit einer geschickten Bewegung den oberen Deckel hoch, so daß man die Saiten sehen kann. „Einen Moment", sagt er entschuldigend und wirft den Mantel ab. Dann legt er ihn zusammen und sucht mit den ▶

PST!

NICHT WEITERSAGEN!

Es soll doch eine Überraschung sein.
Und was für eine.
Zum neuen Jahr.
Vom Soldatenmagazin.
Für seine Leser.
Und auf ihren Wunsch.

Ganz unter uns: Es ist eine tolle Kiste!
Ich hab' mal hineingegriffen.
Und geguckt, was drinsteckt.
Für Sie.
Soll ich's verraten?
Zuerst hab' ich was ganz Dickes gefühlt.
Ein neues Heft.
Wie's ab Januar 1965 erscheint.
Mit 96 statt 84 Seiten wie bisher.

12 Seiten mehr!

Mit farbigen Bildseiten innendrin.

Und mehr Lesestoff.
Konfliktreiche Reportagen
aus dem Leben der NVA.
Reportagen über die Armeen
der jungen Nationalstaaten.
Größerer Postsack.
Erweiterte Militärtechnik.
Aufregende Spionagegeschichten.
Spannende Krimis.
Und dazu das 1000-MDN-Preisausschreiben.
Einfach dufte!

Und dann der größte Knüller:

Das alles für den alten Preis!

Eine tolle Kiste.
Und die Post
liefert sie frei Haus.
Wenn Sie abonnieren.
Rechtzeitig.
Denn wenn sich's
erst rumgesprochen hat ...
Ist sie weg.

Die

Also nicht weitersagen!
Oder erst, wenn Ihre
Bestellung gesichert ist
Und dann
nur guten Freunden.
Damit sie auch
was Gutes haben.

TSCHÜSS!

PRAKTI

Vollautomatisch fotografieren!

Besondere Merkmale:

36 Aufnahmen 24 x 36 mm,

Einstellung der Belichtungszeit, Blende und Entfernung sowie Verschlußspannen und Filmtransport vollautomatisch,

Hochwertiges Objektiv Meyer Domiton,

Fernrohrsucher mit großem, hellem Sucherbild,

Synchronisation für Elektronenblitz und Blitzlampen.

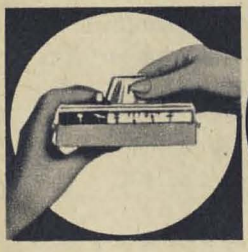
PENTACON

MDN 390,–

Auch auf Teilzahlung

VEB PENTACON DRESDEN

Kamera- und Kinowerke



PRAKTI

Augen seine Ausrüstung. Sie liegt nicht weit. Mit eiligen Schritten geht er hin, faßt sie mit einer Hand und schleppt sie, sich nach einer Seite neigend, zum Flügel.

Als er sich gesetzt hat, greift er nicht gleich in die Tasten, sondern senkt seinen hellen, haararmen Kopf über die Tasten, schweigt, als ob er sich an etwas erinnert und, sich aufrichtend, schaut er uns an. Hinter den Brillengläsern sehen wir Tränen: wahrscheinlich hat er nicht mehr gehofft, noch einmal an einem Instrument zu sitzen.

„Vielen Dank!" sagt er für uns alle unerwartet. und aufstehend beugt er sich nach allen vier Seiten, nach dem General, der streng und unzugänglich am Fenster steht, und einer Offiziersgruppe.

Der Pianist beginnt mit tiefen Bässen. Sie surren und dröhnen wie von etwas Hartem, Furchtbaren, nicht wieder Gutzumachenden, als ob Städte und Brücken stürzen. Der Himmel fällt herunter, die Berge fallen zusammen, die Kanonen schießen, die Frauen schreien und die Kinder weinen. Immer lauter, immer stärker, immer fürchterlicher.

Der Kopf des Deutschen schaukelt im Takt dieser Musik hin und her, die Schultern springen hoch, seine blonden Haare verstreuen sich, und die Hände fliegen über die Tasten wie zwei weiße Blitze und können nicht finden, wo sie für immer liegen können. Wir alle fühlen, wenn er an diesem Bechsteinflügel sterben wird, wird die Musik überhaupt zu Ende sein oder es wird in der Welt etwas Furchtbares geschehen, obschon wir nicht gedacht haben, in unserem Leben etwas Schrecklicheres als Krieg zu sehen, der uns Tag und Nacht über seine rauhen und furchtbaren Felder getragen hat. Und die Klänge dröhnen und fallen auf uns, auf die Zimmerwände, reißen sich aus dem Zimmer durch die Fenster in die mit Sonne erfüllte Frühlingswelt hinaus. Es ist so, als ob alle Menschen auf der Erde wärmer würden, gutherziger, von der Gehässigkeit abgingen, sie für immer verlören, vergessen und anfangen, noch vorsichtig einander zuzulächeln.

Leise und zart fliegen die Klänge über uns, und sie werden nicht aus dem Flügel geboren. Der Flügel hat geschwiegen wie das Haus, wie die Anhöhen hinter dem Fenster, wie die steingepflasterte Straße unter den Fenstern. Die Klänge fließen aus den Händen des Meisters, aus diesen langen, mageren Fingern, die zart und liebevoll die weißen Tasten berühren, selbst auch weiß wie der erste Schnee und erzählen uns von unseren Müttern und Vätern, vom Heimathaus, von unseren Flüssen und Gärten. Wir drehen uns wie verabredet zum Fenster, die Augen vor den Kameraden verbergend. Als die Musik aufhört, klatschen wir für uns selber unerwartet Beifall. Für wen?

Der Deutsche erhebt sich von seinem Platz, verbeugt sich höflich und setzt sich wieder: am Flügel ist er kein Kriegsgefangener, kein Soldat, das alles hat er vergessen.

„Lange, lange habe ich in einer solchen Darbietung Beethoven nicht gehört!" sagt der General seufzend.

„Beethoven, o!" lächelt der Deutsche. „Beet-

hoven . . .“ Er schweigt lange, schließt die Augen, und dann hebt er langsam und leicht die Hände über der Tastatur.

Die Melodie fängt an zu fließen, als ob in dieses Zimmer inmitten des Krieges und des Frühlings der große, entschlossene und strenge Beethoven hereinkommt. Er ist eingetreten und schaut uns allen in die Augen als ob er fragt: „Lebt und handelt ihr so wie ich das geträumt habe?“

Und seine Musik stellt alles in der Welt auf seinen richtigen Platz. Wir sehen die Seelower Höhen als einfache Sandhügel und die Panzer und Geschütze als Eisenhaufen. Wir vergessen den Deutschen, der spielt, und den, der diese Musik geschrieben hat. Es scheint uns, daß sie genau so lange wie die Menschlichkeit existiert und uns kundtut, daß der Krieg nicht mehr lange geführt wird. Sie sagt uns, daß die Kriege vorübergehen und vergessen werden, daß uns das Leben, die Liebe und die Arbeit auf der friedlichen Erde erwarten.

Als die Melodie unter den müden Fingern des Deutschen erstirbt, werden wir wach. Wir sind wie berauscht von der Musik und nehmen alles um uns als unreal wahr. Das Echte, das Richtige war dort in jenen Melodien.

Der Deutsche hat sich erhoben und schaut uns fragend an. Er atmet schwer, auf der Stirn und im Gesicht hat er große Schweißtropfen und die nassen Haare bleiben am Kopf kleben. Es scheint als ob er auf etwas wartet:

„Was ist nun?“ fragen seine Augen. „Was wird weiter sein? Werdet ihr mich totschlagen?“

„Wollen wir ihn ins Hinterland befördern lassen?“ fragt der General.

Der Major zuckt die Schultern.

„Gehen wir“, sagt er zu dem Deutschen.

„Wir schicken ihn zum Armeestab“, sagt der General.

Indessen zieht der Deutsche mit Eile den Mantel an, stülpt seine Mütze auf den Kopf und schmeißt den Tornister auf die Schultern, faßt den Gürtel mit der Gasmaske und dem Spaten und läuft hinter dem Major her: er fürchtet, ohne seinen Beschützer unter uns zu bleiben.

Der General geht als letzter aus dem Haus. Er schweigt, seine Augen sind den unseren gleich, genau so vertieft und traurig. „Fahren Sie mit!“ sagt er zu dem Deutschen, leiser als das im Kriege Brauch ist. „Schmeißen Sie diesen Mantel und die Ausrüstung zum Teufel. Das paßt Ihnen wie ein Sattel der Kuh.“ Wir alle lachen. Der Major übersetzt dem Deutschen die Worte des Generals.

„Nein, nein“, schüttelt der Pianist den Kopf und sagt noch etwas.

„Er sagt, daß man ihn morgen zu Hause erschießen wird, wenn er das alles wegwirft.“

„Verflucht nochmal“, sagt der Generalleutnant, den Deutschen mitleidsvoll betrachtend.

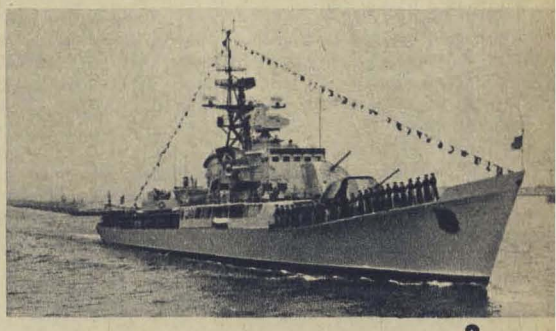
Die Sonne wärmt so schön, die Gärten blühen, und vor uns liegen die Seelower Höhen, einfache Sandhügel, welche wir nehmen müssen, damit die Melodien und die Menschen nicht sterben, damit die talentvollen Pianisten nicht mehr die Soldatenmäntel, Gasmasken, Tornister tragen brauchen und damit uns der strenge Beethoven nicht zürnt.

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie“ beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 × 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,— MDN an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. — Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. — Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie“ jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.

1

2



3

Das FOTO für Sie 12/1964	BILD 1	BILD 2	BILD 3

Es gibt viele Möglichkeiten, sich sportlich zu betätigen. Wer noch heute die vom vielen Olympia-Fernsehen schmerzenden Augen reibt, wird das bestätigen. Doch nicht von diesen Möglichkeiten soll hier die Rede sein; vielmehr von zwei ganz speziellen Zweigen des Motorsports, denen bisher zwar die olympische Anerkennung versagt blieb, die aber trotz alledem ganze Kerle erfordern.

Für die einen sind steinübersäte Waldwege Streckenabschnitte, die im 80-Kilometer-Tempo als „Verschnaufpause" bewältigt werden. Die ihnen vorgeschriebenen Kurse führen durch die schönsten Gegenden unseres Kontinents (so jedenfalls liest man es oft in den Ausschreibungen). Doch sehr selten haben sie Zeit, die angekündigten Schönheiten des Thüringer Waldes oder des Erzgebirges, der polnischen Hohen Tatra, des Riesengebirges in der ČSSR oder der österreichischen Alpen zu bewundern. Ihr Blick gilt den Wegen und Pfaden, den Schlammlöchern, Felsbrocken und Querrinnen, denen besser ausgewichen wird.

Für sie wurde in unserer sonst so schönen deutschen Sprache der Begriff Motorrad-Geländeleistungsprüfungssportler geprägt. Wenn der Schöpfer dieses Wortungeheuers damit seine Hochachtung vor den Leistungen der Geländesportler zum Ausdruck bringen wollte, so ist ihm das allerdings kaum gelungen.

Während für die einen die Zuverlässigkeit groß geschrieben wird, ist für die anderen die Schnelligkeit Maßstab sportlicher Leistungen. Sie, die Moto-Cross-Spezialisten, tragen regelrechte Rennen im Gelände aus. Für sie gibt es auf der rundenlangen Jagd, bei ihren gekonnten Sprüngen, keine Verschnaufpause. Erst wenn im Ziel die schwarz-weiß-karierte Flagge geschwenkt wird, finden die strapazierten Muskeln Ruhe, verebbt das Gedröhn der PS-starken Motore.

Warum von diesen Jungen (eigentlich müßte man ja Männer zu ihnen sagen!) hier die Rede ist? Ganz einfach deshalb, weil sie durch ihre Leistungen auf sich aufmerksam machten. Auch wenn das im Trubel der sportlichen Ereignisse oftmals untergeht. Vor allem aber auch deshalb, weil die drei Buchstaben ASV als Klubbezeichnung immer ganz vorn in den Wertungslisten auftauchten.

Was die Fülle ihrer Siege anbetrifft, so machten die Motorrad-Geländesportler des ASK Vorwärts Leipzig schon oft von sich reden. Gemessen an dem Aufgebot, das die GST, die Motorsportclubs des ADMV und die der SV Dynamo in die Geländewettbewerbe schicken, ist die von Hauptmann Werner Rosenbrock betreute ASK-Streitmacht ein kleines Häuflein. Doch dieses Häuflein kann sich sehen lassen, denn mit Leutnant Günter Baumann (32), Unterleutnant Peter Uhlig (24), Oberfeldwebel Hans Weber (23) und Feldwebel Klaus Halser (24) schrieben sich vier ASK-Motorsportler in ungezählte Siegerlisten ein.

Hartes Training, eiserne Energie, tatkräftiger Wille und vollendetes Können münzten sich für die vier Leipziger um in Medaillen und Klassensiege. Im Vorjahr bereits führte Leutnant Baumann die DDR-Nationalmannschaft zum Trophäensieg bei der Internationalen Sechstagefahrt, die nicht zu Unrecht als das Olympia des Motorsports bezeichnet wird. Neben den Zschopauer Werksfahrern Salevsky, Uhlmann und Lohr standen ihm seine Klubkameraden Weber und Uhlig zur Seite. Als der XXXIX. Jahrgang dieser härtesten Zuverlässigkeitsprüfung für Fahrer und Maschinen in den Septembertagen dieses Jahres im Thüringer Wald abrollte, konnte dasselbe Kollektiv zum zweiten Mal die höchste Trophäe für den DDR-Mannschaftssieg entgegennehmen.

Wenn die Erfolge bei den Six-days als die Krone allen Könnens zuerst angeführt werden, so mindern sie in keiner Weise den Wert jener Medaillen herab, die bei anderen nationalen oder internationalen Wettbewerben errungen wurden. Die Deutsche Gelände-Meisterschaft, in diesem Jahr mit sieben Wertungsläufen ausgetragen, ist Beweis dafür.

Vier Fahrer nur setzte der ASK Leipzig ein, jeder davon auf sich allein gestellt in einer Klasse. Als sich diese vier zum ersten Meisterschaftslauf der Saison 1964 mit all den anderen Geländeexperten unserer Republik trafen, trugen sie die Bürde des Titelverteidigers als unsichtbaren Rucksack über Stock und Stein. Jeder der vier hatte sich im Vorjahr als der beste Fahrer seiner Klasse erwiesen. Doch nicht genug damit. Auch der fünfte und letzte Titel im Motorrad-Geländesport, der des Mannschaftsmeisters nämlich, wurde eine Beute des Leipziger ASK.

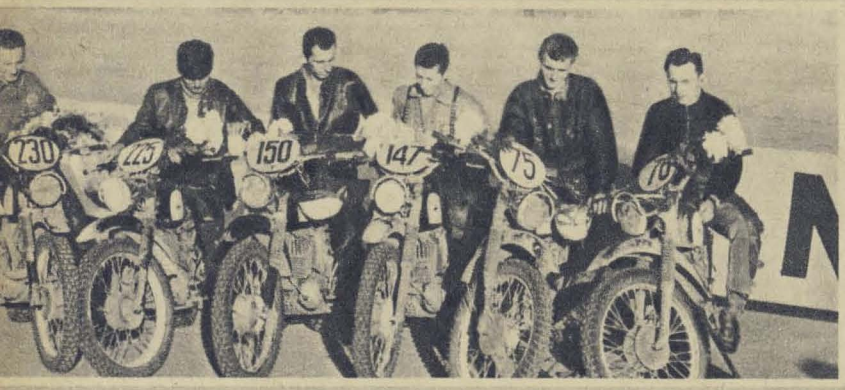
Feldwebel Halser (MZ 125) mußte zwar in diesem Jahr beim Meisterschaftsendlauf wegen Motorschadens ausscheiden. Sein Punktvorsprung aus den vorangegangenen sechs Läufen aber war so groß, daß er nicht mehr einzuholen war und – nach den Erfolgen 1960, 1961 und 1963 – seinen vierten Meistertitel errang.

Unterleutnant Uhlig (MZ 175) setzte sich vom ersten Wertungslauf an die Tabellenspitze, gab sie nicht mehr ab und erkämpfte sich ebenfalls seinen vierten Meistertitel, sogar in ununterbrochener Reihenfolge (1961 bis 1964!). Für Leutnant Baumann auf der 300er MZ dagegen war es „erst" das dritte Mal, daß er sich Meisterehren erkämpfte. Lediglich Oberfeldwebel Weber tauschte den Meistertitel des Vorjahres mit dem Vizemeister ein – alle anderen Titelverteidiger

Hoch hinaus trug es Oberleutnant Fred Willamowski im Moto-Cross: Das Jahr 1964 brachte ihm die Bronzemedaille der SKDA-Meisterschaften in Budapest sowie einen 1. (350 ccm) und einen 2. Platz (250 ccm) bei den Titelkämpfen unserer Republik. Zur „Abwechslung" holte er sich dann noch den Klassensieg der 500er bei den Six-days. Wenn das keine Bilanz ist ...

War das ein Jahr!

Ein kleiner Rückblick, harten Jungen auf schnellen Maschinen gewidmet

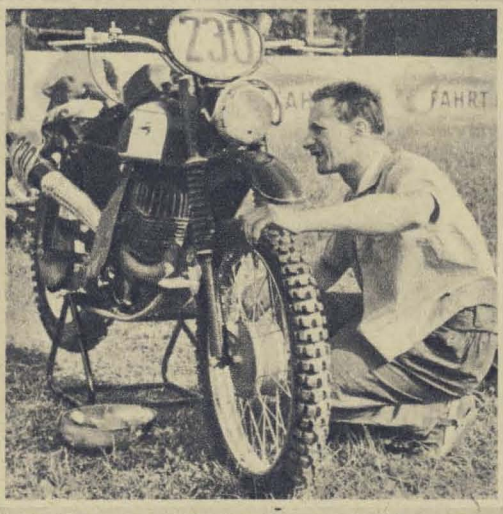


Die siegreiche DDR-Trophy-Mannschaft 1964, in derselben Zusammensetzung auch schon im Vorjahr erfolgreich. Von links nach rechts: Baumann (ASK), Uhlmann (MZ), Weber (ASK), Salevsky (MZ), Uhlig (ASK) und Lohr (MZ).

waren erfolgreich, natürlich auch der ASK als Mannschaft!

Die Moto-Cross-Spezialisten des Leipziger Armeesportklubs um Leutnant Kypke brauchen sich hinter den Geländesportlern nicht zu verstecken. Vor noch gar nicht allzu langer Zeit setzten sie selbst noch Zuverlässigkeit vor Schnelligkeit, holten sich Medaillen und Klassensiege bei Geländewettbewerben. Dann aber stiegen sie um und erwiesen sich auch im Sattel der Moto-Cross-Maschine als erfolgreiche Fahrer.

Oberleutnant Fred Willamowski (29) ist zweifellos das Trumpf-As im Leipziger Moto-Cross-Stall. Mehrmals schon stand er auf der höchsten Stufe des Siegerpodestes; er wird in den Rennprogrammen als mehrfacher Deutscher Meister angekündigt, weil die Aufzählung aller Titel zu weit führen würde. In diesem Jahr zwar mußte er sich in der Meisterschaft der Viertelliter-Maschinen dem Erfurter Dynamo-Fahrer Helmhold und seiner Werks-ČZ beugen; den Vizemeistertitel aber verteidigte er gegen alle Angriffe seiner Konkurrenten. Dafür entschädigte er sich mit dem Titelgewinn in der 350er Klasse, wo er seinen Klubkameraden, Oberfeldwebel Dieter Kley, auf den zweiten Platz verweisen konnte. Dieter Kley wiederum bewies in den Titelkämpfen der Halblitermaschinen seine besondere Klasse, rang alle seine Gegner nieder und kam zu Meisterehren.



Günter Baumann, Kapitän der Trophy-Mannschaft, pflegt seine MZ, weil er auf MZ schwört. „Mit diesen Maschinen hätten wir noch sechs Tage weiterfahren können", lobte er die Zschopauer Kräder.

Das war schon ein Jahr der Erfolge! Uneingeschränkt gestehen das auch die stärksten Rivalen dem Leipziger Armeesportklub zu. Doch dieser Rückblick wäre unvollkommen, wollte man die Arbeit der Motorsportler in den Sektionen der ASV „Vorwärts" ungenannt lassen. Unsere Reminiszenzen wären unvollständig ohne z. B. die Six-days-Goldmedaille und den achten Meisterschaftsplatz des Stabswachtmeisters Roland Möller von der ASG Erfurt-Blumenthal. Die Erfurter Sektion, von Roland Möller geleitet, ist nur eine von 36 innerhalb der Armeesportvereinigung. Ihre Mitglieder stehen nicht so im Brennpunkt des Interesses wie die des ASK. Ihre Leistungen aber sind nicht weniger anerkennenswert; ganz gleich, ob es sich um die Goldmedaille des Gefreiten Illgen bei der Internationalen Böhmerwaldfahrt in der ČSSR, den neunten Meisterschaftsplatz des Genossen Joachim Büttner von der ASG Kamenz oder den 16. Platz des Oberfeldwebels Hans-Jürgen Klinck (ASG Torgelow) beim Moto-Cross-Weltmeisterschaftslauf in Schwerin handelt. Nicht vergessen werden sollten auch jene Genossen, die nie in den Sportberichten genannt werden, deren Arbeit aber Voraussetzung für sportliche Leistungen ist. Hauptmann Beuthel (ASG Königs Wusterhausen) und Hauptmann Schiller (ASG Dermbach) gehören z. B. als Sektionsleiter dazu. Unsere Armeesportler haben sich einen Namen gemacht. Die einen schrieben sich ganz vorn in den Ergebnislisten ein und standen auf dem Siegerpodest. Die anderen waren weniger erfolgreich oder stärkten als ungenannte Organisatoren das Ansehen der Armeesportvereinigung. Sie alle können auf die Saison 1964 voller Stolz zurückblicken, können berechtigt sagen: „Das war schon ein Jahr!" *Günter Kämpfe*

Six-days –

in vier Klassen unter den ersten Drei

Außer in der siegreichen DDR-Trophy-Mannschaft konnten sich die 7 an der XXXIX. Internationalen Sechs-Tage-Fahrt beteiligten Motorsportler des ASK Vorwärts Leipzig noch in vier Klassen unter den ersten Drei placieren, zweimal sogar auf Platz 1. Hier noch einmal die genauen Resultate.

Klasse bis 175 ccm
– 46 Starter

1. P. Uhlig (DDR/ASK), MZ, 0/659,090 Pkt.;
2. Palanka (ČSSR), ČZ, 0/652,253 Pkt.;
3. Stiegler (DDR), MZ, 0/644,782 Pkt.

Klasse bis 250 ccm
– 67 Starter.

1. W. Salevsky (DDR), MZ, 0/657,486 Pkt.;
2. Weber (DDR/ASK), MZ, 0/649,927 Pkt.;
3. Wagner (DDR), MZ, 0/644,621 Pkt.

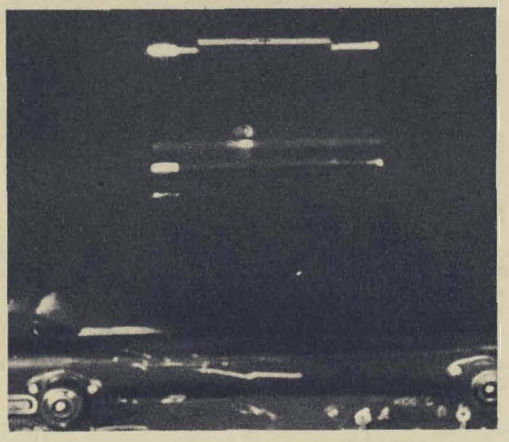
Klasse bis 350 ccm
– 44 Starter.

1. Uhlmann (DDR), MZ, 0/657,351 Pkt.;
2. Lamppu (Finnland), MZ, 0/649,616 Pkt.;
3. Baumann (DDR/ASK), MZ, 0/646,558 Pkt.

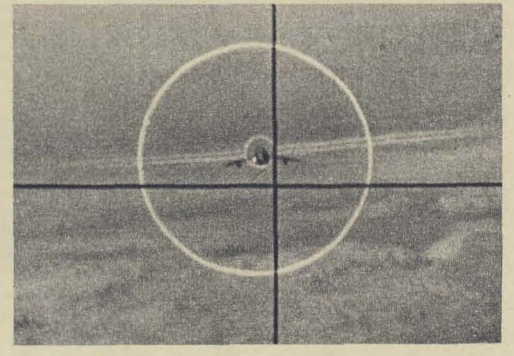
Klasse bis 500 ccm
– 23 Starter.

1. Willamowski (DDR/ASK), MZ, 0/652,882 Pkt.;
2. Miller (Großbritannien), Ariel, 0/643,841 Pkt.;
3. Nicoll (Großbritannien), AJS, 0/643,494 Pkt.

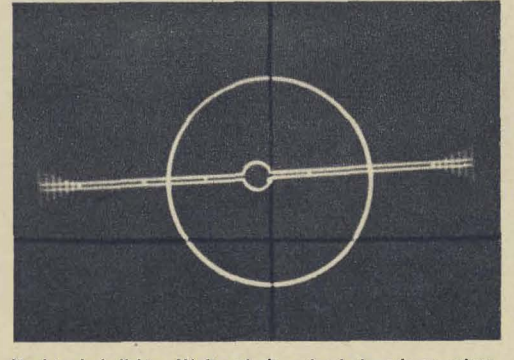
Peter Uhlig – seit vier Jahren braust er nun schon einem Deutschen-Meister-Titel nach dem anderen entgegen. Das Gesetz der Serie ist bei ihm ein Gesetz ausgewogenen Könnens ...



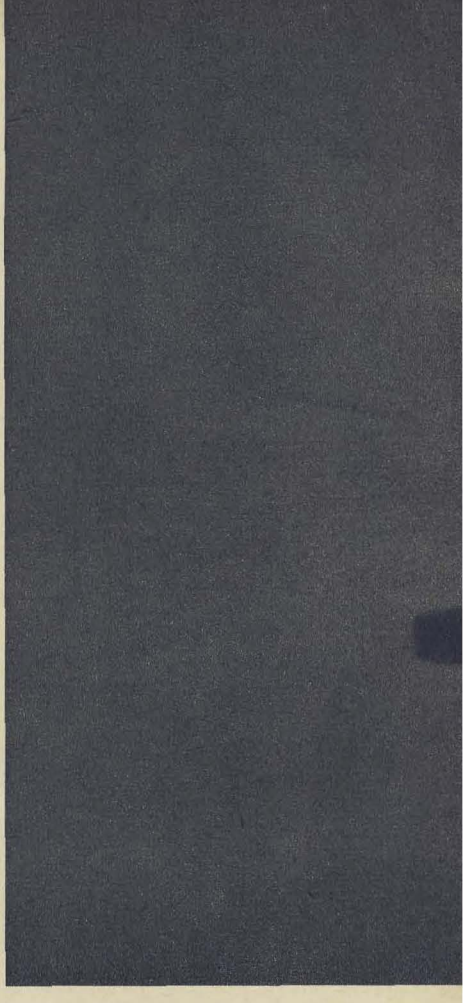
Etwa 8 km voraus der „Gegner". Auf dem Bildschirm des Sichtgerätes erscheint das Zielzeichen (starker Lichtimpuls links oben). Jetzt heißt es die günstigste Ausgangsposition einnehmen. Einkurven – Zielzeichen wandert zur Mitte oben – Entfernung verringern – Zielzeichen geht nach unten. Nach weiteren 4 km Anflug wird das Funkmeß-Visier eingeschaltet ...



Ist die „Waschküche" nicht so dick, ist der „Gegner" im Funkmeßvisier gut zu erkennen.



Nachts, bei dichter Wolkendecke oder bei anderen schweren Sichtverhältnissen ist das Funkmeßvisier das unbestechliche „Auge" des Flugzeugführers. Das Ziel erscheint als heller Punkt, der entsprechend der Manöver des Flugzeugführers mehr und mehr in die Kreismitte rückt – dann werden die Raketen oder Bordwaffen ausgelöst.



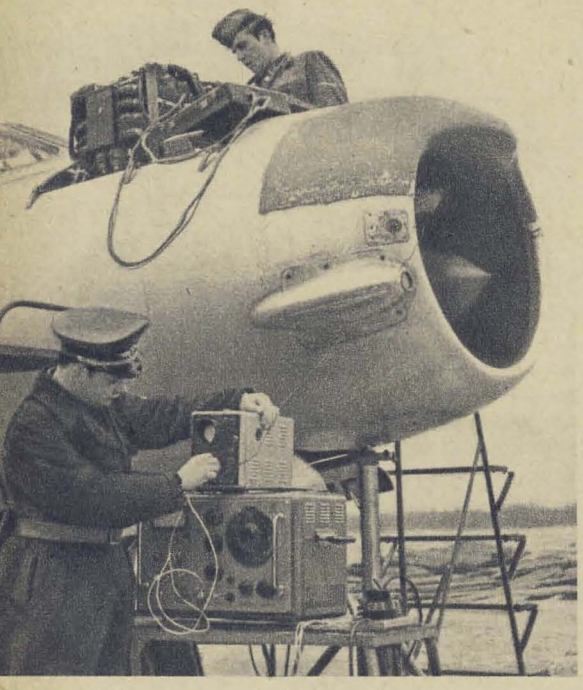
In der Waschküche

Klein, aber oho, das Funkmeßvisier. Es ist kein Riesenapparat, man kann es bequem unter den Arm klemmen – doch von großer Bedeutung für den Kampfauftrag. ▶

Einsam jagt das silbergraue Abfangjagdflugzeug auf dem befohlenen Kurs dahin. Über Sprechfunk sind dem Flugzeugführer die Informationen über Höhe, Geschwindigkeit und Kurs des abzufangenden Ziels gegeben worden. Da meldet sich die Stimme des Steuermannleitoffiziers aus dem Gefechtsstand, der den Abfangprozeß am Rundblickindikator leitet. Für den Flugzeugführer ist das der Beginn der eigentlichen Aufgabe.

Der Auftrag lautet: Abfangen eines Luftzieles unter erschwerten Sichtverhältnissen, d. h. bei dichter Bewölkung und bei Nacht. Wie aber stellt der Flugzeugführer, da doch mit bloßem Auge nichts zu sehen ist, das Ziel fest? Noch dazu in großer Flughöhe, bei Überschallgeschwindigkeit des „Gegners" und des eigenen Flugzeuges? Ein in seinen Ausmaßen unscheinbares Gerät – das Funkmeßvisier – ist hierzu sein scharfes „Auge".

Wieder ertönt die Stimme: „... fliegen Sie 45 Grad, Ziel 8 km voraus." Jetzt zeige, was du kannst, Flugzeugführer, heißt das. Die Information über seine eigene Lage folgt. Da erscheint auch schon im Sichtgerät das Zielzeichen, ein heller Lichtimpuls. „Ziel aufgefaßt", geht die Meldung an den Gefechtsstand. Noch liegt der Punkt weit außerhalb des Zielkreises. Kurven – das flimmernde Fleckchen rutscht mehr und mehr der Mitte zu. Konzentriert



Hohen Anteil am Erfolg des Flugzeugführers haben die Männer in den schwarzen Kombis, die unermüdlich die elektronischen Geräte einsatzklar halten.

verfolgt der Flugzeugführer seine „Wanderung". Während der Flugmanöver hat sich unser Abfangjäger bis auf etwa vier Kilometer dem Ziel genähert. Jetzt reicht die grobe Peilung nicht mehr aus.

Also umschalten vom Übersichts- auf Zielbetrieb! In der Libelle des Funkmeßvisiers, die die Lage des eigenen Flugzeuges anzeigt, erscheint ein Leuchtpunkt – der „Gegner"!

Es kann losgehen. Aufpassen, Kurs und Höhe beibehalten, Geschwindigkeit zurücknehmen, Zielsilhouette mit Anvisierpunkt in Übereinstimmung halten. Die Augen des Flugzeugführers hängen am Visier.

Die günstigste Schußentfernung ist erreicht, die Bordwaffen bzw. Raketen werden ausgelöst. Nach dem Abkurven kommen vom Gefechtsstand die Werte für Kurs, Höhe, Geschwindigkeit und Flugzeit zum heimatlichen Platz.

Für unseren Flugzeugführer ist die Aufgabe beendet. Sein „künstliches Auge", das kleine Funkmeßvisier, ermöglichte ihm den Erfolg.

Unten erwartet ihn schon das technische Personal, seine Helfer in den schwarzen Kombis, die unermüdlich wirken, damit das Flugzeug und seine technischen Einrichtungen einsatzklar bleiben.

Im Verhältnis zum Flugzeug ist das Funkmeßvisier ein Zwerg. Mühelos kann es, unter den Arm geklemmt, tranportiert werden. Bei seiner Kontrolle und technischen Wartung brauchen die Techniker keine große Muskelarbeit zu leisten. Und dennoch verfügt dieser kleine Kasten über Größe – über die Größe an Bedeutung für die eingangs erwähnte Flugaufgabe.

Gerade die elektronischen Geräte verlangen das „Q" bei jedem Handgriff. Es gibt den Ausschlag, ob der Flugzeugführer unter allen Umständen seinen Auftrag ausführen kann, auch bei Nacht und dicker „Waschküche".

Zur technischen Wartung der elektronischen Geräte gehört auch das Kompensieren, d. h. das Einstellen des Funkkompasses. In optischer Sichtweite zum Funkfeuer wird diese Tätigkeit verrichtet (das ganze Flugzeug wird um jeweils 15° gedreht und der Kompaß kontrolliert).

▼

Soldaten schreiben für Soldaten

Der müde Soldat

Ein Mädchen geht durch den Wartesaal. An einem Tisch findet sie Platz. Nur ein Soldat sitzt daran. Im Schlaf hat er den Kopf auf die Arme gelegt. Das Mädchen setzt sich. Der Ober erscheint, und sie bestellt ein Mittagessen. Der Ober bringt das Verlangte. Der Soldat schläft immer noch tief und fest. Die Nachspeise, ein Stück Kremtorte und ein Kännchen Kaffee, wird gebracht. Da seufzt der Soldat tief auf. Mißtrauisch mustert sie den Schlafenden.

‚Volksarmee!' Das Mädchen ist enttäuscht. ‚Vielleicht ist dieser Wolfgang auch so eine Schlafmütze?! Ich hätte doch nicht herkommen sollen', denkt sie. Sie sucht in ihrer Aktentasche und hält schließlich zwei Briefe in der Hand. Versonnen schaut sie auf die Schriftzüge.

‚War es richtig, hierher zu kommen? Der Soldat schläft immer noch! Vielleicht denken die Leute noch, wir gehören zusammen. Wenn ich nicht auf seinen Brief geantwortet hätte, säße ich jetzt nicht hier. Dabei habe ich die Anzeige mehr zum Spaß aufgegeben: Hübsche junge Lehrerin, vielseitig interessiert, wünscht Briefpartner . . .' Unter den vielen Zuschriften war auch sein Brief. Sie faltet ihn auseinander und liest ihn zum x-ten Male. „. . . Meine Wiege wurde im Jahre 1940 gezimmert, und heute bin ich 1,82 m groß. Sie sehen also, daß ich die Zeit über nicht ganz untätig war . . ." Zwar ein bißchen gesucht ausgedrückt, aber dennoch, der Brief hatte ihr gefallen, und sie schrieb zurück. Vorgestern war sein zweiter Brief gekommen. Er fahre in Urlaub und würde hier aussteigen, um sie kennenzulernen. Treffpunkt: vierzehn Uhr im Wartesaal. Kennzeichen: Er wird das Lyrikbändchen „Es gibt ein Buch der Liebe" vor sich zu liegen haben.

‚Noch anderthalb Stunden Zeit', denkt das Mädchen. ‚Wenn er mir nicht gefällt, mache ich mich gar nicht bemerkbar.' Mit einem tiefen Seufzer erwacht der Soldat. Langsam hebt er den Kopf und setzt zu einem kräftigen Gähnen an. Erschrocken reißt er die Hand vor den Mund.

„Verzeihung. — Sitzen Sie schon lange hier?"

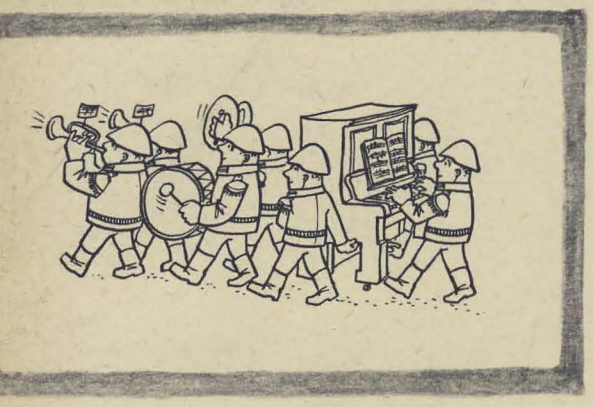
„Schon bevor Sie anfingen, im Schlaf zu seufzen", antwortet sie unfreundlich.

„Peinlich, peinlich." Er gähnt schon wieder. „Aber wir haben gestern einen 40-km-Gepäckmarsch gemacht. Der sitzt mir noch in den Knochen. — Nach vierzig Kilometern ist einem, als sitze jemand auf dem Stahlhelm drauf. Und die Maschinenpistole wiegt so schwer wie ein MG."

‚Vierzig Kilometer!' grübelt das Mädchen. ‚Und noch mit Gepäck! Na ja, dann ist es verständlich, wenn er im Wartesaal schläft. Vierzig Kilometer! Voriges Jahr sind wir mal fünfzehn Kilometer in Thüringen gewandert. Wenn ich daran denke, tun mir heute noch die Füße weh. Dabei haben wir bald nach jedem Kilometer Rast gemacht.'

„Verzeihen Sie, bitte! Könnten Sie einen Moment auf meinen Jungen aufpassen?" Eine junge Frau steht am Tisch, an der Hand einen vielleicht fünfjährigen Jungen.

„Na, Steppke, komm her zum Onkel." Der



Ich wünsche mir...

ein bißchen Schnee im Tanngeäst
und Kerzen und auch Nüsse,
doch wünsch ich mir zum Weihnachtsfest
vor allen Dingen Küsse,

den Winterhimmel silbern-klar
und ein paar Urlaubstage,
weil ich doch schon ein halbes Jahr
zwei Ringe bei mir trage,

den Mund, der so schön lachen kann,
im Licht des Kerzenscheines,
ich wünsch' mir dich, mein Schatz, und dann
im nächsten Jahr vom Weihnachtsmann
vielleicht sogar was Kleines.

Oberfeldwebel Helmut Stöhr

Zeichnungen: Muzeniek

Kleine klettert dem Soldaten sofort auf den Schoß. „Du, Onkel, bist du General?"

Der Soldat überlegt. „Nee, da fehlt noch ein bißchen." Geheimnisvoll nickend setzt er hinzu: „Aber ich bin der wichtigste Mann in der Armee. Ich bin Unteroffizier."

„Oooch, Onkel", staunt der Kleine. „Ist das viel?" Der Soldat nickt.

„Du, Onkel! Werd' ich auch mal so groß und stark wie du?"

„Gehst du denn immer zeitig schlafen?"

„Nö. Erst, wenn Mutti richtig schimpft."

„Siehst du! Groß und stark wirst du aber nur im Schlaf. Jedesmal ein bißchen mehr. Wenn du aber so spät ins Bett gehst, dauert's natürlich viel länger."

„Wirklich??"

„Na hör mal! Ich belüge dich doch nicht!" Der Junge knabbert überlegend an der Unterlippe. „Sie können aber gut mit Kindern umgehen", hört der Soldat die Stimme des Mädchens.

„Wenn ich zu Hause bin, habe ich alle Kinder aus der Nachbarschaft auf dem Hals." Stolz klingt in seiner Stimme mit.

„Werden Sie doch Lehrer."

„Na, das wird wahrscheinlich auch so kommen", meint er nachdenklich.

Die junge Mutti kommt zurück. Der Junge rutscht vom Schoß des Soldaten und rennt ihr entgegen. „Mutti, wenn wir zu Hause sind, gehe ich gleich schlafen. Immer jetzt. Gleich nach Sandmännchen! Du brauchst nie wieder zu schimpfen mit mir."

Die Mutti lacht. „Wie haben Sie denn das geschafft?!"

„Nicht verraten, Onkel."

„Wo denkst du hin", lächelt der Soldat. „Ich werd' doch der Mutti nicht verraten, daß man nur im Schlaf groß und stark wird." – „Nein, das darfst du nicht", bestätigt der Kleine.

„Meine Güte, bin ich noch müde." Der Soldat gähnt schon wieder. „Die Tage vorher waren auch nicht ohne. – Würden Sie mir einen Gefallen tun?"

„Ja, warum nicht?" Ihr Ärger ist vergessen.

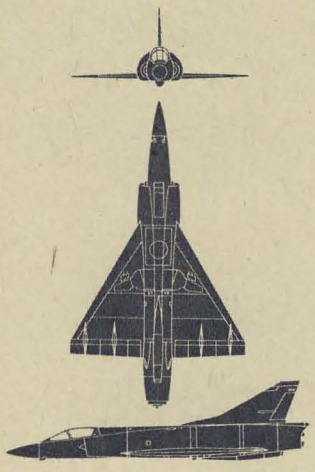
„Ich werde schnell noch ein bißchen schlafen. Wecken Sie mich bitte um dreiviertel zwei?" Sie nickt.

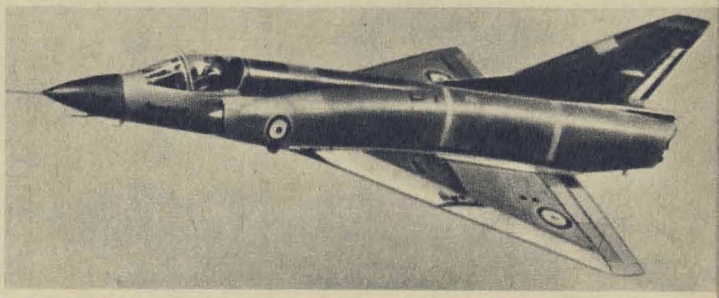
„Danke. Aber vorher werde ich noch", er kramt in seiner Aktentasche, „das Buch 'rausnehmen." Er legt ein schmales Büchlein auf den Tisch. Ihr Herz klopft bis zum Hals hinauf, als sie den Titel liest: Stschipatschow „Es gibt ein Buch der Liebe." ‚Also er ist...'

Der Soldat hat schon wieder den Kopf auf die Arme gelegt und schläft. Sie rückt vorsorglich das Bierglas zur Seite. Als der Ober erscheint, stellt sie leise das Geschirr zusammen und reicht es ihm. Dann setzt sie sich auf den freien Stuhl neben ihm. Leute schauen herüber. Ihr Blick ruht auf dem Soldaten. ‚Ja, guckt nur. Wir gehören zusammen', denkt sie. ‚Warum soll eine Frau nicht auch mal den Schlaf eines Soldaten bewachen?!'

Hans-Joachim Krampitz

Mirage III C (Frankreich)





Taktisch-technische Daten:

Abflugmasse	8000 . . . 11 000 kg
Länge	13,85 m
Spannweite	8,22 m
Höhe	4,25 m
Höchstgeschwindigkeit	2 200 km/h in 12 200 m Höhe
Dienstgipfelhöhe	18 000 m
Bewaffnung (wahlweise)	1 Bombe 500 kg; bzw. Kernwaffe 500 kg (hypot. Gewicht); 18 ungelenkte Raketen 68 mm; 2 Masch.-Kanonen 30 mm; Luft-Luft-Lenkwaffen 140 . . . 180 kg

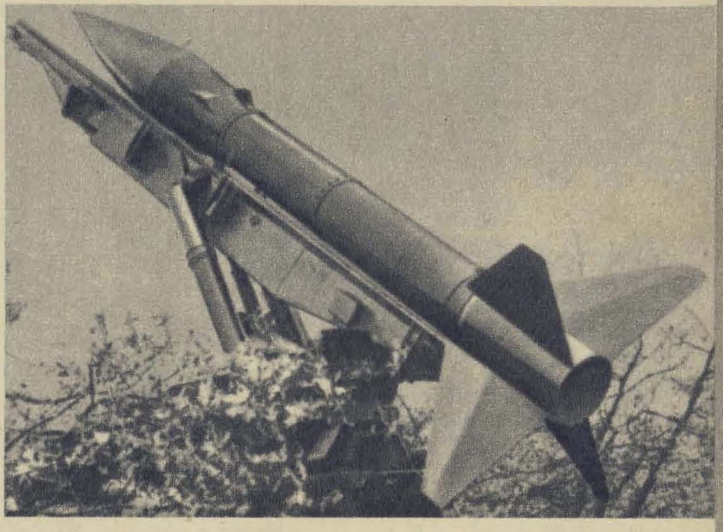
Die „Mirage III C" ist ein einsitziges Abfangjagd- und Jagdbombenflugzeug der französischen Luftstreitkräfte, das 1959 in Serienproduktion ging. Das Flugzeug bildet das Kernstück der im Aufbau befindlichen französischen Kernluftmacht. Neben diesem Typ gibt es noch eine Trainer- und eine Aufklärervariante.

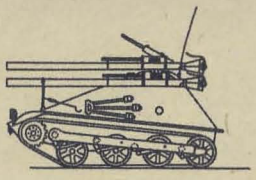
Feldraketenwerfer 762 mm „Honest John" (USA)

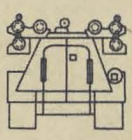
Taktisch-technische Daten:

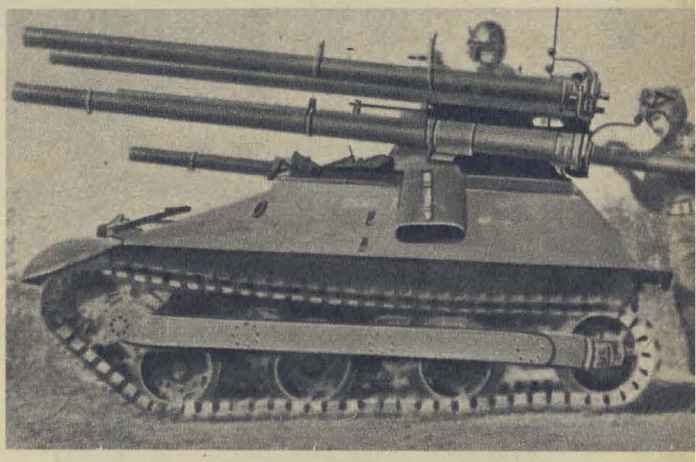
Startmasse	2750 kg
Sprengstoffmasse	700 kg (herkömmlich)
Länge	8,20 m
Durchmesser	0,762 m
Spannweite	2,45 m
Reichweite	30 . . . 45 km
Gipfelhöhe	7000 . . . 9000 m
Sprengstoff	Herkömmlich oder Kernsprengstoff
Treibstoff	fest (900 kg)
Bedienung	14 Mann

Der Feldraketenwerfer mit der Rakete „Honest John" gehört zur taktischen Raketenartillerie der USA-Armee und der Bonner NATO-Truppen. Sein Verwendungszweck besteht im Bekämpfen von Truppen und befestigten Anlagen aus vorgeschobener Stellung.









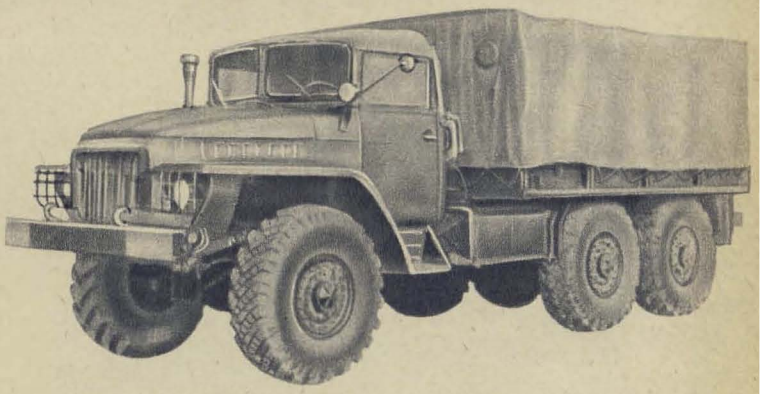
M 50 Ontos (USA)

Taktisch-technische Daten:

Masse	8,8 t
Länge der Wanne	4000 mm
Breite	2200 mm
Höhe (gesamt)	1700 mm
Höchstgeschwindigkeit	64 km/h
Bewaffnung	6 rückstoßfr. Geschütze 106 mm
Besatzung	3 Mann

Der Jagdpanzer M 50 Ontos wurde 1955 in die Bewaffnung der USA-Armee eingeführt. Das Fahrwerk hat besonders breite Ketten. Die rückstoßfreien Geschütze haben ein tatsächliches Kaliber von 105 mm.

Um diesen Typ von dem alten RFG zu unterscheiden, bezeichnet man sie als RFG 106 mm. Der M 50 ist der Marineinfanterie als Unterstützungsmittel zugeteilt.

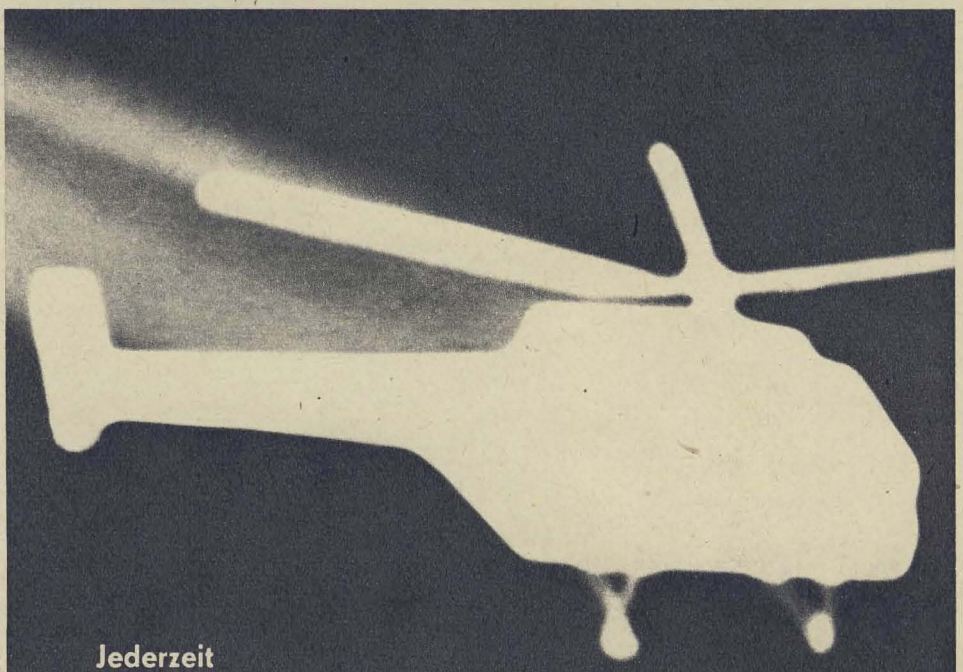


LKW Ural 375 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	8200 kg
Länge	7350 mm
Breite	2690 mm
Höhe	2900 mm
Bodenfreiheit	400 mm
Nutzlast (Gelände)	4000 kp
maximale Anhängelast	
– auf Straße	10 Mp
– im Gelände	5 Mp
max. Geschwindigkeit	75 km/h
min. Geschwindigkeit	5 km/h
Fahrbereich	650 km

Der LKW Ural 375 gehört zu den neuesten sowjetischen Militärfahrzeugen, die auf der Grundlage der vieljährigen Erfahrungen im Automobilbau entwickelt wurden. Aggregate, wie zentrale Reifendruckregelanlage und wasserdichte Elektroanlage, bestätigen das. Sein Vier-Takt-Otto-Motor (8 Zyl.) hat eine Leistung von 180 PS bei 3500 U/min.



Jederzeit
und überall einsatzbereit

ist der Trockenrasierer TR 5,

den man im Standort als Netz- und bei

Übungen als Batteriegerät verwenden kann.

Sieb- und Scherkopf ermöglichen es,

innerhalb und außerhalb der Kaserne

stets sauber rasiert zu sein

Komet

IKA ELECTRICA

DEWAG BERLIN 64

Melodie und Rhythmus

RFT radio television

Ein Koffer voll guter Laune
ist der Ziphona-Plattenspieler. Der Phonokoffer erfüllt jeden Musikwunsch, denn schnell ist ein Konzert nach eigener Wahl und eigenem Geschmack zusammengestellt. In seinem formschönen Gehäuse birgt das Ziphona-Gerät technische Finessen für die verschiedensten Platten, darunter ein Stereolaufwerk und vier gestufte Geschwindigkeiten.

Wahrscheinlich verbindet sich das Begriffspaar Export und Import bei den wenigsten mit dem des Verlagswesens und der Literatur. Und doch existiert in der DDR ein Außenhandelsunternehmen, das weder mit Werkzeugmaschinen und Staubsaugern noch mit Paprika und Salami zu tun hat, sondern ausschließlich mit Büchern. Dieser Betrieb ist in Leipzig. Bei Nacht sind schon von weitem die neonerleuchteten, gläsernen Schriftzüge zu sehen, die das Gebäude als Sitz des „Deutschen Buch-Exports und -Imports" und des LKG, des „Leipziger Kommissions- und Großbuchhandels" kennzeichnen. Und: „Mehr lesen, wissen, können" verheißt eine andere Leuchtschrift am Hause Leninstraße 16.

Von dieser größten und bedeutendsten Zentrale des DDR-Buchhandels wird Literatur im großen Maßstabe gekauft und verkauft, aber ausnahmslos Werke, die frei von Schmutz und Schund, von Kriegshetze, Rassen- und Völkerhaß sind. Auf diesen Superlativ ist jeder Mitarbeiter des Leipziger Unternehmens stolz: In unserem Staat erscheint die sauberste Literatur, die es je auf deutschem Boden gab. Der stellvertretende Generaldirektor des „Deutschen Buch-Exports und -Imports", *Fritz Gohlisch*, sagt: „Wir sehen unsere Hauptaufgabe darin, das Verlagsschaffen der DDR in allen Ländern der Welt zu publizieren, insbesondere die neue sozialistische deutsche Literatur – belletristische und wissenschaftlich-technische – zu verbreiten und so die künstlerische und wissenschaftliche Leistungsfähigkeit unserer Republik kundzutun. Umgekehrt bemühen wir uns, vom Ausland das Neueste aus Wissenschaft und Technik und auch wertvolle, humanistische Werke der schöngeistigen Literatur zu beziehen. Um beim Export zu bleiben: Es geht uns darum, Verbindungen zu schaffen, die den Absatz der Bücher garantieren, Handelspartner zu finden (ausländische Verlage und Buchhändler vor allem), die unsere Literatur in ihrem Lande verkaufen."

Der Erfolg dieses Bestrebens ist am besten durch einige Zahlen zu belegen. Mit über 100 Ländern bestehen Geschäftsverbindungen. Von 1958 bis 1964 stieg der Export z. B. nach Schweden auf 265 Prozent, nach England auf 674, nach Polen auf 344 und in die Sowjetunion auf 153 Prozent. Im gleichen Zeitraum erhöhte sich der Import aus Schweden auf 277 Prozent, aus Ungarn auf 219 und aus der ČSSR auf 112 Prozent. In zehn Jahren, von 1953 bis 1963, hat sich das gesamte Exportvolumen um das Sechsfache erhöht. Hauptabnehmerländer sind die sozialistischen Staaten, vor allem die Sowjetunion, ferner Westdeutschland und Westberlin, das deutschsprachige Ausland, die nord- und westeuropäischen Länder sowie England, die USA und Japan.

Eine Umfrage, mit der sich das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" im vorigen Jahr an mehr als 20 große DDR-Verlage wandte, ergab, daß der prozentuale Exportanteil am Gesamtumsatz einzelner Verlage zwischen 5 und 60 Prozent beträgt. Der Exportanteil des Aufbau-Verlages beispielsweise lag bei 5 bis 10 Prozent. Besonders gefragt aus seinem Angebot sind die Berliner Ausgabe der Werke Goethes, die zehnbändige Heine-Ausgabe, die Werkausgaben von Arnold Zweig, Anna Seghers, Mark Twain, Egon Erwin Kisch, die Trilogie Willi Bredels „Verwandte und Bekannte" („Die Väter", „Die Söhne", „Die Enkel"), die Becher-Bildchronik und der Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt.

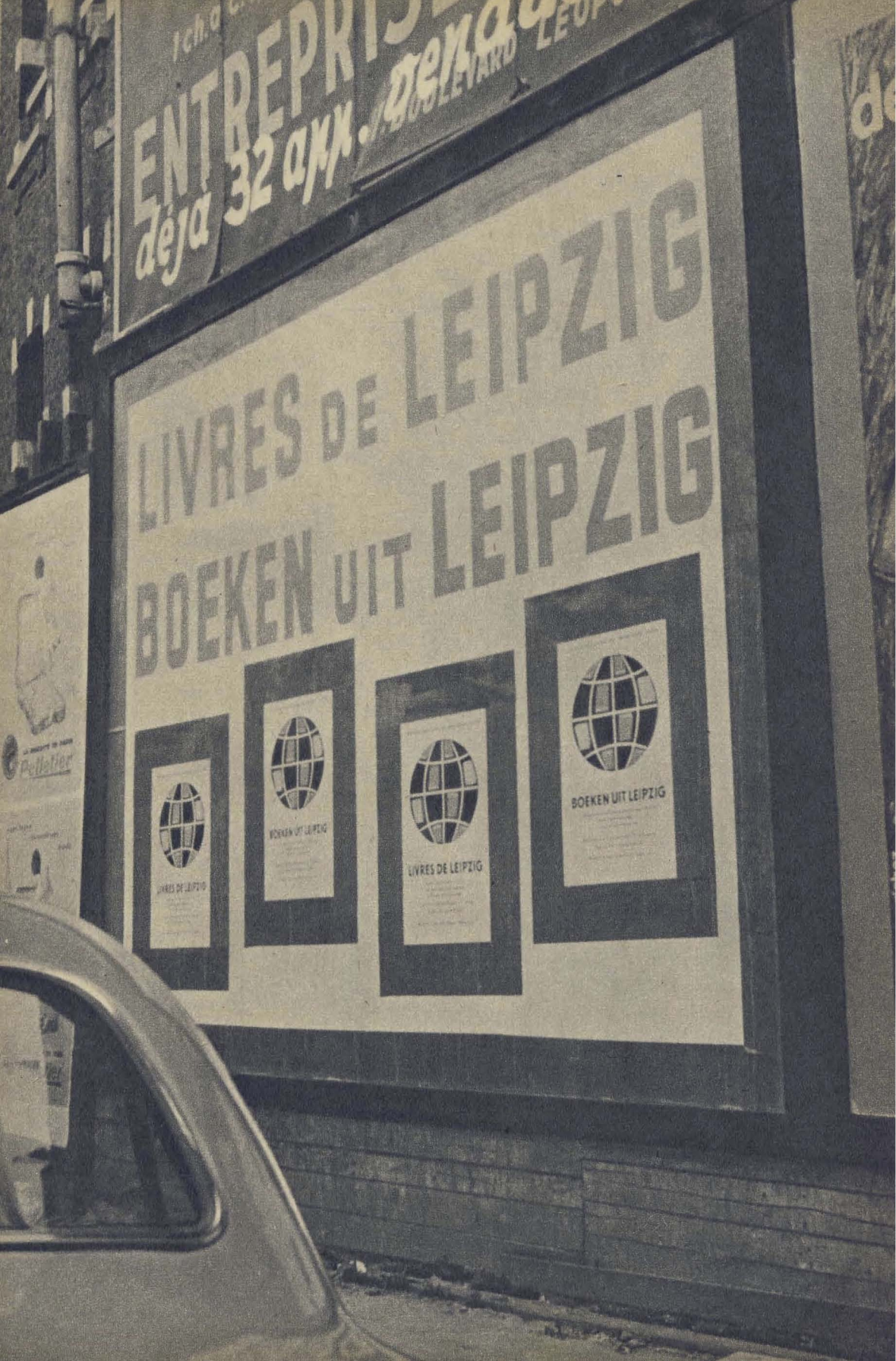
Gute Exportgeschäfte setzen vielfältige und umfängliche Werbung und regelmäßige Beteiligung an Ausstellungen und Messen voraus. Der „Deutsche Buch-Export und -Import" unterhält den größten Werbeapparat aller Außenhandelsunternehmen der DDR. 1963 gingen über 1,5 Millionen Exemplare der verschiedensten Prospekte und Kataloge in die Welt – die Werbemittel der Verlage gar nicht mitgerechnet. In diesem Jahre beteiligte sich das Unternehmen an 19 Messen und Ausstellungen. Außerdem war es mit entsprechender Fachliteratur auf ungefähr 200 wissenschaftlichen Kongressen und Tagungen vertreten. Auf allen großen internationalen Buchmessen in Europa und Übersee stellte und stellt der Betrieb aus, in Belgrad, Warschau, Frankfurt (Main) und natürlich in Leipzig, im neuen Messehaus am Markt, auf der „Weltbuchmesse" im Juni in London, auf DDR-Industrieausstellungen in Bogota, Damaskus, Colombo, Rio de Janeiro. Hinzu kommen eigene Buchausstellungen in Wien, Graz, London, Oslo, Lund, Göteborg – die Aufzählung ist höchst unvollständig. In der zweiten Oktoberhälfte fanden gleichzeitig zwei DDR-Buchausstellungen in Stockholm statt, eine in der Königlichen Bibliothek, eine in der technischen Hochschule.

Beim „Deutschen Buch-Export und -Import" gehen Tag für Tag ungezählte Aufträge aus allen Kontinenten ein. An den Aufschriften der großen Kisten in der Auslandspackerei des Betriebes sind die Bestimmungsorte ablesbar: Bombay, Stuttgart, Kopenhagen ... weltweit ist das Interesse an der Literatur unserer Republik. Unsere Bücher aber sind gute und unübersehbare Botschafter.

G. Hofmann

DDR

UNSER VATERLAND


déjà 32 ann.
LIVRES DE LEIPZIG
BOEKEN UIT LEIPZIG
BOEKEN UIT LEIPZIG
LIVRES DE LEIPZIG
BOEKEN UIT LEIPZIG

Männer mit Maske

reißig Schritte mögen es noch sein, fünfundzwanzig, zwanzig. Die Kiefern beginnen seltsam zu schwanken. Unterfeldwebel Scherwing spürt seine Beine nicht mehr. Fast ist es, als trüge der Gummianzug ihn — und nicht umgekehrt.

Hinfallen! Liegenbleiben! denkt er. Die Schutzmaske herunterfetzen und die Gummihandschuhe! Dann reißt er sich wieder zusammen. Er muß ja noch dem Kompaniechef melden. Der erwartet seinen Gruppenführer für Kernwaffen-, chemische und biologische Aufklärung schon mit Ungeduld. Die Feuerstellung einer Batterie ist in den Wirkungsbereich „gegnerischer" Kernwaffen geraten. Von den Aufklärungsergebnissen hängt jetzt ab, was von der KCB-Abwehr zu tun ist.

Dumpf klingt Scherwings Stimme unter der Schutzmaske hervor. Doch Unterleutnant Strobach versteht ihn: Die Batteriestellung ist stark aktiviert. Zahl der Geschütze..., Grad der Aktivierung..., Windrichtung..., Windgeschwindigkeit..., Temperatur... Hier noch eine Skizze zum besseren Verständnis.

Äußerste Hochachtung spricht aus Strobachs Gesicht. Er weiß, was es heißt, in diesem verfluchten, aber doch so notwendigen Gummisack zu stecken. Das ist nicht nur eine physische Anstrengung; auch das Gehirn scheint plötzlich wie in Watte gepackt; die Gedanken kriechen nur noch. Wer da nicht auf „Automatik" trainiert ist, kommt mit leeren Händen zurück. Doch dieser Scherwing ist eben ein Prachtkerl. Soll er nun ausruhen!

Dafür geraten jetzt die Entgifter in Bewegung. „Vollständige Entaktivierung!" wurde befohlen. Und das bedeutet wieder Arbeit, harte Arbeit für die Männer im Schutzanzug. Es ist schon so nicht jedermanns Sache, mit Spaten und Schaufel zu

Radioaktiven Spaltprodukten in fester oder flüssiger Form gehen die Entgifter zu Leibe. Sie waschen und schrubben das Geschütz sorgfältig ab (Bild oben).

Die Entgifter haben ganze Arbeit geleistet. Die Kontrolle mit dem Aktivitätsmesser beweist es (Bild Mitte).

Eine Schale Aqua, ein Quentchen Ätznatron bzw. ein Schuß Monochloramin oder Natronlauge, und fertig ist die Entaktivierungsflüssigkeit. Alchimie unserer Tage? Keineswegs. Aber notwendige chemische Arbeit zum Selbstschutz der Truppen.

Nun stellen sie sich selbst unter die Dusche, um auch ihre Schutzbekleidung von Spaltprodukten zu säubern (oben links).

Die KBC-Abwehr befindet sich im Sammelraum. Endlich können die Soldaten die Gummianzüge ablegen, frische Luft atmen und der wohlverdienten Ruhe frönen (oben rechts).

Männer mit Maske

hantieren; doch in einer aktivierten Feuerstellung Abflußgräben und Sickergruben auszuheben, nur durch das Schutzmaskenfilter notdürftig mit der Außenwelt verbunden, buchstäblich bis an die Knie im eigenen Schweiß stehend, das darf man schon als stilles Heldentum bezeichnen.

Soldat Tantow und Soldat Mann, zwei Entgifter des Zuges für Spezialbehandlung, ächzen und stöhnen. Zentnerlasten scheinen auf der Schaufel zu liegen. Als ob die Erde immer schwerer würde. Da war ja vorhin die Buckelei mit den Schläuchen beinahe eine Erholung gewesen. Doch bis hierher ist alles ja noch Geplänkel. Der eigentliche Angriff auf die heimtückischen radioaktiven Spaltprodukte kommt erst.

Als der Maschinist dann die Pumpe anwirft, greifen die Entgifter nach den Schlauchenden mit den Entaktivierungsbürsten. Eine schäumende Flüssigkeit, bereits vorhin, im Sammelraum zurechtgemixt, ergießt sich über die Geschütze. Die Genossen

Tantow und Mann schrubben, schrubben, schrubben. Wer da meint, das wäre nun doch etwas leichter als das Schaufeln, der irrt. Denn das Gewicht der Erde von vorhin hängt ihnen noch immer in den Gelenken, zieht noch jetzt immer stärker nach unten. Dazu die Notwendigkeit, sich zu konzentrieren! Kein Teilchen, keine Ritze darf der Dusche, darf den Bürsten entgehen. Und es wird doch immer schwerer, seine Gedanken beisammen zu halten. Mehr als einem ist es schon passiert, daß unversehens die Schließmuskeln versagten – hinterher merkte er erst, daß die Hose nicht nur vom Schweiß naß war.

Schließlich ist die Arbeit getan. Soldat Tantow richtet den Strahl der Entaktivierungsflüssigkeit auf seinen Genossen. Nicht zum Spaß, denn auch die Schutzanzüge müssen gesäubert werden. Selbst der Druck des aus dem Schlauch sprühenden Gemisches wird zur Last. Und immer noch lange Minuten, bis man sich die Gummihülle endlich vom Leib ziehen kann – nachher, im Sammelraum, außerhalb des aktivierten Geländes.

Erschöpft sitzen die Soldaten auf ihren Fahrzeugen. Sie sehen nichts von den Feldern und Wäldern, an denen sie vorüberrollen. Nur eines können sie noch denken: schlafen, schlafen!

Aus der Ferne dringt das Geräusch fahrender Artillerie. Es steigt aus dem Unterbewußtsein, läßt diesen und jenen aufhorchen. Zufriedenheit spiegeln die von der Anstrengung gezeichneten Gesichter unter den Schutzmasken. Unhörbar bewegen sich Lippen. Fahrt nur zu! mag das heißen und: Seid unbesorgt!

„Mit Sicherheit wird der Augenblick kommen, an dem der Mensch den Mond betritt." So leiteten wir unsere Betrachtungen über die Dinge ein, die den Menschen auf dem Erdtrabanten erwarten. Noch während die Zeilen darüber gesetzt wurden, taten drei kühne sowjetische Raumfahrer einen Schritt näher zum guten alten Mond.

Ihr erfolgreicher Flug mit dem ersten sowjetischen Drei-Mann-Raumschiff „Wos-chod" leitete ein neues, entscheidendes Stadium in der Entwicklung der Raumflugtechnik ein. Zum erstenmal gelangte ein bemannter Raumflugkörper zum Einsatz, dessen Gesamtauslegung und konstruktionsmäßige Eigenschaften für zeitlich und räumlich sehr ausgedehnte astronautische Unternehmen abgestimmt sind. Das heißt, die sowjetischen Raumfahrtspezialisten verfügen schon jetzt über den Raumschiffprototyp, dessen Nachfolgemuster zweifellos bei zukünftigen Mondflügen eingesetzt werden dürften.

Lunare und interplanetare Raumflugunternehmen setzen eine mehrköpfige Besatzung als selbstverständlich voraus, da die vielfältigen technischen und wissenschaftlichen Aufgaben, trotz zusätzlicher automatischer Geräte, nur noch von einem fürsorglich ausgewählten Kollektiv hochqualifizierter Spezialisten gelöst werden können. Die entsprechenden Raumschiffe müssen demzufolge hinsichtlich der Sicherheit und Versorgung sowie geringster physischer und psychischer Belastungen für die Kosmonautengruppe vollkommen sein.

Schon die ersten Verlautbarungen zu den Eigenschaften des „Wos-chod"-Raumschiffes ließen erkennen, daß bei seiner Entwicklung die wesentlichsten Grundprobleme berücksichtigt und auch befriedigend gelöst wurden. So ist es beispielsweise bioastronautisch und raumflugtechnisch perfekt, wenn man die Kabinenkonstruktion gleich so umfassend anlegt, daß sie und das zugehörige Klimasystem den alleinigen und absolut sicheren Schutz der Kosmonauten garantieren. Von den bei längeren Raumflügen sehr hinderlichen Raumanzügen befreit zu sein, ist für das Wohlbefinden und die Arbeitsfähigkeit der Kosmonauten äußerst bedeutungsvoll. Im Gegensatz zu dieser Ideallösung bei „Wos-chod" werden die amerikanischen Kosmonauten bei den Projekten „Gemini" und „Apollo" weiter auf den zusätzlichen Schutz durch Raumanzüge angewiesen sein. Der Hauptgrund dafür ist offenkundig, daß man in der noch immer stark beschränkten Nutzmassekapazität der „Gemini"- und „Apollo"-Raumflugkörper.

Die Geräte vom Typ „Gemini" sind praktisch nichts anderes als etwas vergrößerte „Mercury"-Kapseln. Ihre Flugmasse erreicht nur knapp 3000 kg, soll aber trotzdem für den Flug von zwei Astronauten ausreichen. Man vergleiche damit die völlig anderen Proportionen und Konzeptionen sowjetischer bemannter Raumflugkörper. Schon für die Ein-Mann-Raumschiffe vom „Wostok"-Typ standen fast 5000 kg Flugmasse zur Verfügung. Der zur „Gemini"-Kapsel strukturell analoge Kabinenteil der „Apollo"-Raumflugkörper, dem also im wesentlichen der Schutz einer dreiköpfigen Besatzung übertragen werden soll, wird mit etwa 9000 kg Masse ebenfalls nur hart an der unteren und damit risikovollen Grenze raumflugtechnischer Minimallösungen bleiben können.

Der Bau eines bemannten Raumflugkörpers, der bezüglich der optimalen Sicherheit, Bequemlichkeit und Arbeitsausrüstung für die Kosmonauten allseitig durchdacht sein muß, führt zwangsläufig auch zu besonderen Problemen bei der sicheren Rückführung von Schiff und Besatzung zur Erdoberfläche. Man ist dabei bemüht, entweder das Gesamtgerät oder zumindest den kostbaren Geräte- und Kabinenteil als geschlossene Einheit, einschließlich der darin verbleibenden mehrköpfigen Besatzung, so „weich" wie nur möglich landen zu lassen. Als Ausgangsposition für die eigentliche Rückführung nach lunaren oder interplanetaren Expeditionen wird zweckmäßigerweise der Umlauf in einer erdnahen Satellitenbahn gewählt, da sich hier die Anflugkontrolle und vor allem die Kompensation der Bewegungsenergie des Raumflugkörpers am besten beherrschen lassen. Allerdings setzt dieser Weg noch gewisse Antriebsreserven für den Einflug in die Satellitenzwischenbahn voraus. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß das für die „Apollo"-Mondflüge vorgesehene Rückführungsprinzip diese Möglichkeit (Massebeschränkungen) nicht bietet und damit mehr als problematisch wird. Bei dem vorgesehenen Verfahren soll die vom Mondflug mit einer Geschwindigkeit zwischen 10 und 11 km/s zurückkehrende Drei-Mann-Kapsel, ohne vorher eine Satellitenzwischenbahn zu benutzen, direkt in die Erdatmosphäre und damit sofort in die Abstiegsbahn eintreten. Ob sich die Flugkontroll- und Hitzeprobleme bei diesem Verfahren ausreichend sicher bewältigen lassen, ist zur Zeit noch völlig offen.

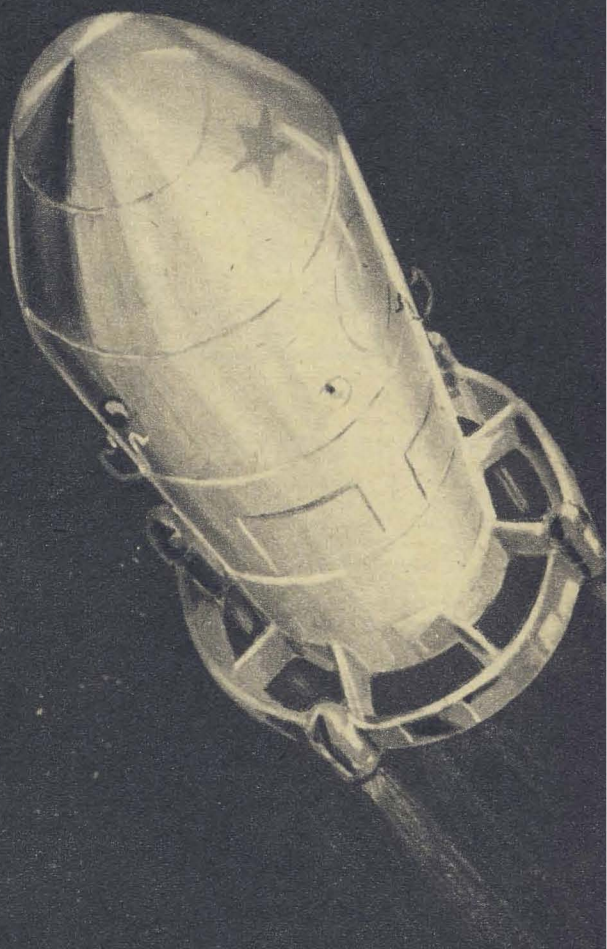
Dem Mondflug näher gerückt

Von HEINZ MIELKE,
Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

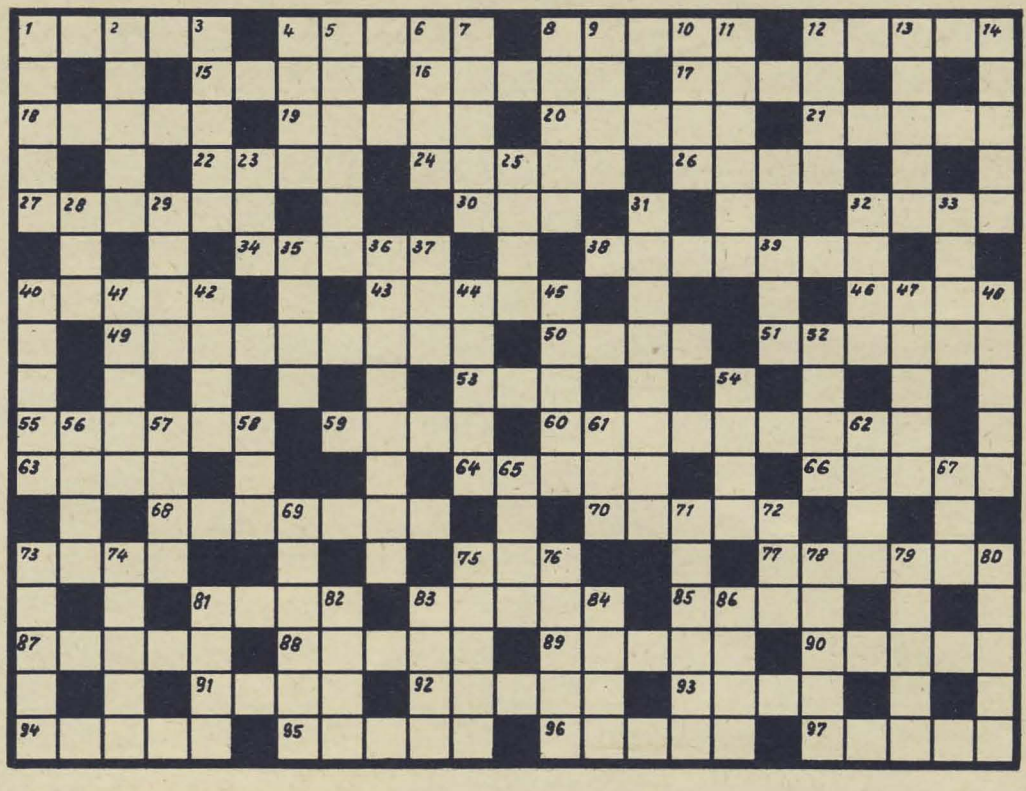
Es darf als sicher angesehen werden, daß die sowjetischen Raumflugtechniker, auf Grund der hohen Nutzmassekapazitäten ihrer Trägersysteme und mittels der vollendet beherrschten Rendezvoustechnik, für rückkehrende bemannte Raumflugkörper in jedem Fall den sicheren Weg über eine Satellitenzwischenbahn wählen werden. Für die dazu notwendigen Vorversuche dürfte auch das Unternehmen „Wos-chod" besonders bedeutend gewesen sein, weil dabei unter anderem ein gegenüber den „Wostok"-Flügen wesentlich verbessertes Landeverfahren erprobt wurde. Wie verlautet, kam das Raumschiff „Wos-chod" mit seiner dreiköpfigen Besatzung so absolut „weich" auf dem Erdboden auf, daß das Aufsetzen kaum zu spüren war. Mit anderen Worten, seine Sinkgeschwindigkeit lag nahe Null. Mit dieser perfekten „weichen" Landung erfuhr eines der größten Probleme des bemannten Raumfluges seine technische Lösung. Wie der Chefkonstrukteur der sowjetischen Raumschiffe erläuterte, bediente man sich dazu (neben Bremsraketen) besonderer Fallschirmkonstruktionen.

Nach dem Prinzip, mit dem Fallschirm zu landen, wurde bekanntlich schon bei den Raumschiffen vom Typ „Wostok" verfahren. Wie sich jedoch zeigte, ist der Einsatz von Brems- und normalen Sinkfallschirmen nicht das ideale Mittel. Bei massereicheren Flugkörpern ergeben sich, auch nach der Komponententrennung in der Abstiegsbahn, für die landenden Einzelkörper (Geräteteil bzw. Raumkabine bei den „Wostok"-Raumschiffen) noch immer beträchtliche Sinkgeschwindigkeiten, so daß das Aufsetzen verhältnismäßig „hart" erfolgt. Die nach dem gleichen Prinzip zurückgeführten amerikanischen „Mercury"-Kapseln konnten daher aus Sicherheitsgründen nur auf der Meeresoberfläche niedergehen. Um die Landetechnik zu verbessern, hatten die sowjetischen Wissenschaftler unter anderem noch die Möglichkeit vorgesehen, den Kosmonauten mit einem Schleudersitz aus der Kabine herauszukatapultieren. Das Landeverfahren für „Wos-chod" dürfte in seinen ersten Phasen weitestgehend den bei den „Wostok"-Raumschiffen gemachten Erfahrungen entsprechen. Mittels Bremsfallschirmen bzw. anderen aerodynamischen Bremshilfen wird das Raumschiff zunächst in die tieferen Schichten der Erdatmosphäre gebracht worden sein. An die Stelle des früheren Landefallschirms üblicher Konstruktion (Sinkfallschirm) dürfte dann aber ein Gleitfallschirm („Rogallo-Flügel") getreten sein, dessen aerodynamische Eigenschaften nicht nur ein außerordentlich weiches Aufsetzen nach Art einer Segelfluglandung ermöglichen, sondern darüber hinaus noch eine gewisse Einflußnahme auf den Zielanflug gestatten.

Wie gesagt, ein weiterer Schritt in Richtung Mond ist getan worden. Die nächsten werden wohl nicht lange auf sich warten lassen.



Zeichnung: Hans Räde



KREUZWORTRÄTSEL

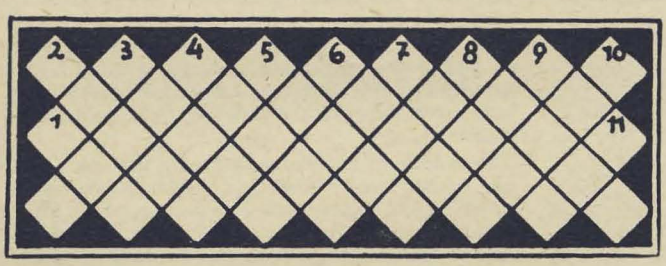
Waagerecht: 1. Kampfgebiet, 4. Wurfgerät, 8. Staat der Ind. Union, 12. Vogelwelt eines Gebietes, 15. Konstrukteur eines Motors, 16. Gestalt der franz. Revolution, 17. Teil des Karabiners, 18. frz. Bildhauer (1840–1917), 19. kleines Raubtier, 20. Verkaufsstelle, 21. Kreisstadt in Schleswig-Holstein, 22. deutscher Schriftsteller („Der Fischer von Sylt"), 24. Hohlmaß, 26. engl. MPi, 27. Spezialschiff, 30. frz.: nein, 32. Punkt, an dem zwei oder mehrere Ebenen zusammenstoßen, 34. röm. Kaiser, 38. Teil des Geschützes, 40. Autor des Romans „Das Land der goldenen Früchte", 43. Weckruf, 46. Hauptstadt des Jemen, 49. soldat. Tugend, 50. Festsaal, 51. Oper von C. M. v. Weber, 53. Bewertungsnote, 55. Trinkgefäß, 59. Froschlurch, 60. ital. Arbeiterfunktionär (1893–1964), 63. Fluß in Spanien, 64. Ankerplatz, 66. Halbinsel der RSFSR, 68. Sprengstoff, 70. Roman von G. Nikolajewa, 73. Nadelbaum, 75. Hirschart, 77. Komponist der Wiener Klassik, 81. opt. Gerät, 83. Komponist der Oper „Dantons Tod", 85. Marschpause, 87. Stadt in der Schweiz, 88. Zündschnur, 89. Schrifttilgung, 90. Raubtier, 91. Ostseehafen, 92. Spion, Saboteur, 93. Schachfigur, 94. Marathonsieger von Tokio, 95. Altersversorgung, 96. Zeitspanne von Mittag zu Mittag, 97. deutscher Chemiker (1795–1867).

Senkrecht: 1. Stadt im Bez. Cottbus, 2. Auszeichnung, 3. Gewichtseinheit, 4. Ausdrucksform, 5. Säule zum Befestigen der Schiffstaue, 6. männl. Vorname, 7. Führer eines Kosaken- und Bauernaufstandes (1666/71), 8. Kreisstadt in Baden-Württemberg, 9. poln. LKW, 10. Stadt in Südfrankreich, 11. Teil des MG, 12. Heizkörper, 13. Fluß in der VR Polen, 14. Fixstern, 23. Hausflur, 25. Maßeinheit des Luftdrucks, 28. Bergweide, 29. orient. Richter, 31. eingängl. Modelied, 32. Rauchabzug, 33. Stadt im Norden Nigerias, 35. See in Nordamerika, 36. „Armeesportler" des Jahres 1959, 37. orient. Männername, 39. Sprecher des olympischen Eides in Tokio, 40. Kampfgefährte von E. Thälmann, 41. Straßenfahrer des ASK Leipzig, 42. Fluß in Norddeutschland, 44. Dorfwiese, 45. Aufprall dämpfender Schutz bei Turnübungen, 47. deutscher romant. Dichter (1781–1831), 48. Gebirge in Südamerika, 52. Teil einer Drehbank, 54. Täuschungsmanöver, 56. Spielkarte, 57. Zeitgeschmack, 58. nord. Hirsch, 61. Gedicht, 62. Ausdruck der Lebensfreude, 65. Paradiesgarten, 67. Nebenfluß des Rheins, 69. bekannter deutscher Straßenfahrer, 71. tschech. Dichter und Publizist (1834 – 1891), 72. Bad an der Lahn, 73. Kurort am Schwarzen Meer, 74. frz. utop. Schriftsteller, 75. Turnerabteilung, 76. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 78. Marderart, 79. Edelgas, 80. Gebäck, 81. Öffnung in den Decks eines Schiffes, 82. Nachtvogel, 83. Voranschlag, 84. Schachausdruck, 86. See in der Sowjetunion.

AUS ZWEI WIRD EINS

Eiche – Inka – Odin – Kork – Ale – Ost – Bor – Blende – Norm – Reich – Ende – Iris

Je zwei dieser Wörter sind zu einem neuen Begriff zusammenzusetzen. Die gefundenen Begriffe sind so zu ordnen, daß der Name eines modernen Wissenschaftszweiges entsteht.



ALLES KREUZT SICH

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Hinweis, 2. alte Münze, 3. Stadt am Kocher, 4. größtes in Deutschland lebendes Nagetier, 5. seemänn. Längenmaß, 6. Niederschlag, 7. altröm. Grenzwall in Süddeutschland, 8. chem. Kampfstoff, 9. Bauwerk.

Von der Zahl nach links unten: 3. dichter.: Adler, 4. rumän. Hochspringerin, 5. Lendenstück vom Rind od. Schwein, 6. deutscher Chemiker (1868–1934), 7. Verkaufsstelle, 8. Raubtier, 9. Friedensfahrtsieger 1958, 10. Pelztier, 11. Fruchtbrei.

BUCHSTABENSTREICHEN

Sedow – Siede – Riesa – Ufer – Gabeln – Gambe – modern – Volt – Werber – Reiter – Twist – Lord – Wesir – Daus – Arie – Kinder – Erlau – Falter – Fülle – Sylt.

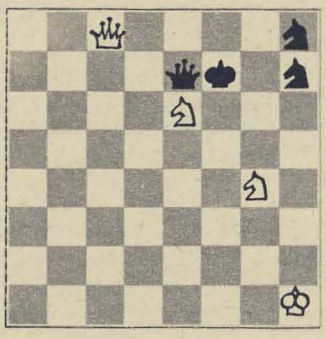
Bei jedem dieser Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen. Die restlichen Buchstaben ergeben einen Leitsatz bei den Luftstreitkräften.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a – a – a – an – ca – co – da – do – dor – e – e – e – en – er – es – ex – gen – i – kop – kor – kreis – ku – lais – lek – len – les – lig – ma – man – man – mit – ne – nik – no – o – o – on – plex – plo – pon – pre – re – ri – ri – ri – richt – rin – ru – schrey – si – stes – stro – tan – te – te – te – te – ter – ti – tin – tri – tro – uh – vo – zas sind 23 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine Losung der kubanischen Revolution.

1. Generalsekretär der KP Brasiliens, 2. Führer des Negersklavenaufstandes im 19. Jh. auf Kuba, 3. Fernrohr, 4. Vorrichtung zum Ein-, Aus- und Umschalten eines Stromkreises, 5. zweitgrößte Insel der Erde, 6. brasil. Schriftsteller, 7. kuban. Provinz, 8. kuban. Nationalheld, Führer der Erhebung 1895, 9. Motorsportler des ASK Leipzig, 10. Staat in Südamerika, 11. Winkelmeßgerät der Artillerie, 12. Fliegertrainingsgerät, 13. Teil des Transistors, 14. Armeesportler des Jahres 1959, 15. Sprengschlag, 16. chilen. Lyriker, 17. kuban. Revolutionär u. Stootsmann, 18. militär. Geleit, 19. Kampfsport, 20. wichtiger Zweig der Volkswirtschaft, 21. kuban. Provinzhauptstadt, 22. Hauptstrom Venezuelas, 23. Autor des Filmes „Preludio 11".

SCHACHAUFGABE



Matt in zwei Zügen

Stellungsbild Weiß: Kh1, Dc8, Se6, Sg4 (vier Steine);

Schwarz: Kf7, De7, Sh7, Sh8 (vier Steine).

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 11/1964

FULLRÄTSEL: 1. Medaille, 2. Haubitze, 3. Tesching, 4. Bersarin, 5. Mechanik, 6. Schiller – 7. Munition, 8. Jakowlew – Massalow.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Tokio, 3.Abszisse, 5. Kaschube, 7. Topas, 9. Kode, 10. Sarin, 11. Toulon, 12. Gage, 14. Neger, 16. Kalorie, 18. Gefreiter, 19. Senegal.

Senkrecht: 1. Toronto, 2. Oka, 3. Abbe, 4. Sekonde, 6. Schubert, 8. Passage, 9. Kolonne, 12. Garage, 13. Polo, 15. Germinal, 16. Kater, 17. Riese.

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Sekte, 5. Peloton, 11. Biber, 14. Lear, 15. Doktor, 16. Hesse, 17. Körner, 20. Isere, 21. Kompaß, 22. Ardenne, 23. Staat, 26. Tor, 27. Aden, 28. Sartre, 30. Akte, 32. Wind, 34. Vase, 36. Holm, 37. Irian, 39. Fort, 41. Egk, 42. Log, 43. Aue, 44. Mil, 45. Liga, 46. Euler, 49. Stil, 52. Nike, 53. Korn, 55. Niet, 57. Elegie, 60. Aloe, 62. Gig, 64. Leier, 65. Brigade, 67. Einlage, 69. Anker, 70. Kurella, 72. Rubin, 73. Oliven, 74. Kali, 75. Einem, 76. Langner, 77. Einer.

Senkrecht: 1. Schuß, 2. Kasuar, 3. Elektronik, 4. Halma, 6. Epos, 7. Ohr, 8. Oder, 9. Norden, 10. Stint, 11. Brie, 12. Blende, 13. Rheine, 17. Kalk, 18. Ester, 19. Narwa, 24. Tango, 25. Ath, 27. Ast, 29. Eloge, 31. Tiger, 33. Inari, 34. Volte, 35. Artillerie, 38. III, 40. Linie, 45. Lie, 47. Unger, 48. Engel, 50. Lee, 51. Parade, 52. Nocken, 54. Orakel, 56. Erna, 58. Gibbon, 59. Erkner, 61. Pinie, 63. Marat, 65. Brom, 66. Duna, 68. Ilse, 71. Erg.

WÖRTER IN KREISEN: 1. Maser, 2. Aasen, 3. Selen, 4. Celle, 5. Helle, 6. Leine, 7. Rinne, 8. Riege, 9. Engel, 10. Lepra, 11. Marie, 12. Messe, 13. Stele, 14. Leone, 15. Nebel, 16. Beere. – Maschinenpistole.

SCHACH: Weiß: Kh8, Se5, Sf3, Bg2, g4. – Schwarz: Kh6, Sh7. Dreizüger von A. W. Galitzky. 1. g3 Sg5 2. Sh4 nebst 3. Sf7 matt, 1. . . . Sf6 2. Sf7+ nebst 3. S3 e5 matt, 1. . . . Sf8 2. g5+ Kh5 3. g4 matt.

ARMEE Rundschau

HEFT 12
DEZEMBER 1964
PREIS MDN 1,–

1 Oberst Richter antwortet
2 Postsack
4 Sonderauftrag
6 Harzreise
9 Waffenbrüder auf der Ostsee halten den Kontakt
14 Militärtechnische Umschau
17 Wie Soldat Davidek es dem Herrn Oberst heimzahlte
21 Spatz Schlaukopf
24 Querfeldein
26 Die aktuelle Umfrage
30 Bomber auf Zielkurs
32 Schiffe der Vergangenheit
35 Es geschah im Nachtexpreß
39 Ist das möglich?
42 AR-Cocktail
46 So nicht, Genosse Herricht!
50 Der gefangene Musiker
55 Das Foto für Sie
56 War das ein Jahr!
60 In der Waschküche
63 Soldaten schreiben für Soldaten
70 DDR – unser Vaterland
72 Männer mit Maske
76 Dem Mondflug näher gerückt

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfőző, Budapest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.

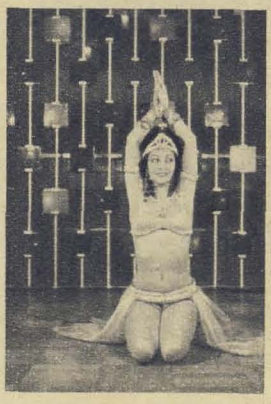
Redaktionsschluß dieses Heftes: 4. November 1964

Fotos: Gebauer (34) Titel, Rücktitel, S. 9, 10, 11, 12, 13, 21, 22, 23, 39, 40, 41, 60, 61, 62, 72, 73, 74, 75; Berchert (2) S. 4, 5; Rink (1) S. 5; Sukup (2) S. 14, 15; Archiv (7) S. 15, 30, 57, 66, 67; Klaus-Dieter Schwarz (1) S. 16; Barkowsky (1) S. 26; Weiß (1) S. 28; Zentralbild (3) S. 32, 34, 71; Progress (1) S. 42; Bach (2) S. 44, 65; DEFA/Blümel (7) S. 46, 47, 48, 49; Szücs (1) S. 53; Militärbilddienst (3) S. 55; Demme (3) S. 58, 59.

TITELBILD: Grenzposten der Nationalen Volksarmee

Schon als Kind hatte sich Maria Birzoeva, die grazile, schwarzhaarige Bulgarin, dem Tanz verschrieben. Mit Schulbeginn nahm sie gleichzeitig Unterricht an einer Sofioter Ballettschule. Heute sind es nur noch wenige Wochen im Jahr, die sie zu Hause verbringt, und nach jeder ihrer Gastspielreisen vervollständigt sich ihre Puppensammlung durch Puppen aller Größen, Arten und Materialien.

Aber zwischen der Ballettschülerin und der jetzigen attraktiven Tanzsolistin liegen Jahre voller Fleiß und Arbeit. Nach Beendigung ihrer Ausbildung trat Maria Birzoeva in das Bulgarische Armee-Ensemble ein, trug eine Uniform, und nur durch das Zeichen der Lyra unterschied sie sich von den anderen Armee-Angehörigen. Es ist das Zeichen des SGNS, des Bulgarischen Folklore-Ensembles, das nicht nur zweimal in Sofia beim



STAR-Palette

Maria Birzoeva

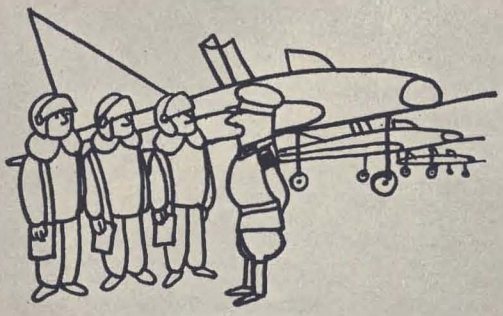
Bulgarischen Festival eine Goldmedaille erringen konnte, sondern auch in Venedig und Nizza und auf Tourneen in der Volksrepublik Polen und der Schweiz gefeiert wurde.

Später erarbeitete sich Maria ein eigenes Programm und trat mit großem Erfolg als Solistin in Varietés auf. Nach einer Sommertournee durch die Bäder der Schwarzmeerküste wurde Maria Birzoeva für die DDR entdeckt. Ihr Debut gab sie in Dresden. Unser Foto zeigt sie in der Berliner Moskau-Bar. Es folgten Cottbus, Frankfurt und Leipzig. Da Maria außer ihrer Muttersprache auch russisch, englisch und jugoslawisch spricht, fällt es ihr nicht schwer, allein durch Europa zu reisen. Temperamentvoll vermag sie von ihren Berliner Eindrücken zu erzählen, von ihrer Arbeit und ihren Hobbys, die sich, außer aufs Puppensammeln, noch auf die Liebe zur Musik und der Lyrik, einer Leidenschaft für Sportbriefmarken, das Schneidern ihrer gesamten Garderobe und, allem voran und immer wieder, aufs Tanzen erstrecken!

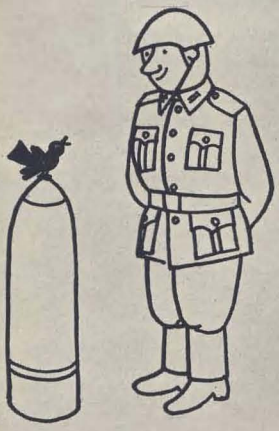
Helga Heine

„Cäsar wußte bestimmt nichts davon, daß Sie mir letztens den Ausgang gestrichen hatten."

„Die Finsternis ist wohl noch von der letzten Nachtübung?!"



Also: „Schallmauer geräuschlos durchbrechen, sonst knallt's!"

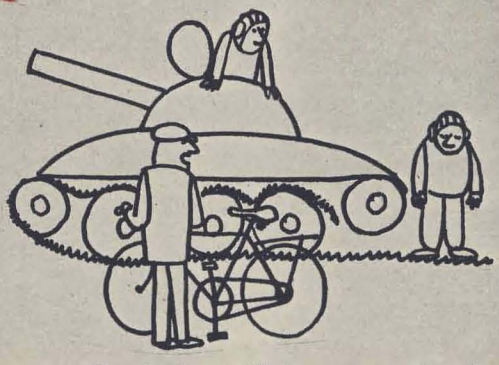


„Kannst wohl nicht mehr selber in die Luft fliegen, mein Vögelchen!"

„Gemütsmenschen"

vorgestellt von Paul Klimpke

„Na, jetzt wißt ihr, daß beim Militär auch nur mit Wasser gekocht wird!"



„So ein Kettenriß ist unangenehm, ist mir letztens auch passiert!"